



ARCHIWUM
LEGIONÓW

i N. K. N.

Nr 1644

917.

Band LII, Heft 6.



Osterreichische Rundschau

Mitbegründet von Dr. Alfred Freiherrn v. Berger

herausgegeben von

Leopold Freiherrn v. Chlumecky

(Politik)

Dr. Karl Glossy

(Literatur, Wissenschaft und Kunst)

Dr. Felix Freiherrn v. Oppenheimer

(Volkswirtschaft und soziale Fragen)

6 Hefte vierteljährlich K 6.— = M. 6.—, einzeln K 1.— = M. 1.—.

Am 1. u. 15. jeden Monates erscheint ein Heft von durchschnittlich 5 Bogen.

Inhalt:

Seite

Jugoslawische Probleme . Von Leopold Freih. v. Chlumecky	241
Woodrow Wilson und Amerikas Teilnahme am Weltkriege. II. Von einem Kenner amerikanischer Verhältnisse	245
Rußland und Stockholm Von Dr. Ernst Molden	252
Kriegschronik	259
Zweihundert Jahre Adriafreiheit. Von Dr. Alexander von Dorn	262
Heyse und Storm. Aus einem Freundesbriefwechsel. Herausgegeben von Dr. Georg J. Plotke	265
Feuilleton: Wiener Unterhaltungen an der Wende des acht- zehnten Jahrhunderts Von Fritz Lemmerymayer	277
Rundschau: Österreichische Geschichte. II. Von Universitäts- professor Dr. Heinrich Kretschmayr. — Gedächtnis- ausstellung im Künstlerhaus. Von D. Zampach. — Wiener Bühnen. Von Theodor Antropp	279

Wien und Leipzig. Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung Carl Fromme, Ges. m. b. H.

Für Deutschland: Georg Stilke, Hofbuchhändler Sr. k. u. k. Hoheit des Kronprinzen
des Deutschen Reiches und von Preußen. Berlin N. W. 7.

Redaktion und Administration, Wien I., Bräunerstraße 4/6. Telephon Nr. 10817.





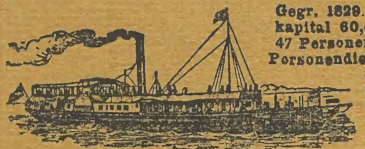
Die

Österreichische Rundschau

erscheint am 1. und 15. jeden Monates und kostet 1/4jährlich in Österreich-Ungarn Kronen 6.—, in Deutschland Mark 6.—, in allen übrigen Ländern Mark 7.50. Einzelne Hefte Krone 1.— = Mark 1.—.

☛ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, die Verlagsbuchhandlung und die Administration, Wien I., Bräunerstraße 4/6. ☛

Erste k. priv. Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft.



Gegr. 1829. — Aktienkapital 60.480.000. — 47 Personendampfer. — Personendienst 2556 km. — 92 Frachtdampfer. — Frachtdienst 4104 km.

859 Schleppe. — 247 Stationen und Ladestellen

Eilschiffverkehr:

täglich zwischen Linz—Wien in beiden Richtungen mit luxuriös ausgestatteten Eildampfern (Verkehrs-Saison laut Fahrplan.)

Personenschiff (Postschiff-)Verkehr

mittels Salendampfern (Separatkabinen, vorzügliche Restauration) (Verkehrs-Saison laut Fahrplänen).

täglich zwischen Passau—Linz—Wien—Pozsony (Preßburg)—Budapest—Mohács—Zemun—Belgrad;

dreimal wöchentlich zwischen Szeged—Tiflis—Zemun; ferner — normale Verhältnisse vorausgesetzt — Personen-(Postschiff-)Fahrten

zwischen Belgrad—Orsova (Eisernes Tor)—Turn Severin—Lom (Bahnanschl. Sofia)—Giurgiu (Bahnanschl. Bukarest)—Russe (Bahnanschl. Varna)—Cernavoda (Bahnanschl. Konstanza)—Braila—Galatz—Sulina (Schwarzes Meer).

Zusammenstellbare Rundreise-Fahrscheine sind für die Benützung obiger Dampfschifflinien bei den Fahrschein-Ausgabestellen erhältlich.

Auskünfte aller Art über den Personenverkehr enthält der von der Direktion herausgegebene „Donauführer“, welcher gratis versendet wird.

Frachtschiffverkehr.

Fahrplanmäßige Frachtschiffahrten auf der Donau zwischen Regensburg und Sulina, in der Save, Theiß, Drau, im Béga-, Franzens- und Franz Josefs-Kanal.

Lagerhäuser in Regensburg, Passau, Linz, Wien und Bos.-Brod. — Schiffwerften und Filialwerkstätten in Kornuburg, Wien, Budapest, Obuda, Zemun, Orsova, Galatz.

Auskünfte erteilt

die Direktion in Wien III., Hintere Zollamtsstraße 1.

Für Kriegsdauer werden die für den Verkehr offenen Schiffsstrecken jeweils durch Kundmachung bekanntgegeben.

Wien, im April 1917.

Gräf & Stift-Lastwagen

haben ihre vorzügliche Qualität durch einzig dastehende Leistungen „im Kriege bewiesen“

Fabrik: Wien XIX., Weinberggasse 70/76

Niederlage: Wien I., Franzensring 16

A. E. G.-UNION Elektrizitäts-Gesellschaft

Zentrale: Wien VI., Rahlhof

Fabrik: Wien XXI.,

Hirschstetten-Stadlau.



Turbodynamos — Elektr. Zentralen — Elektr. Licht- und Kraftanlagen — Elektr. Vollbahnen, Kleinbahnen, Straßenbahnen, Industriebahnen — Elektr. Förderanlagen — Krane u. Aufzüge — Elektr. Motoren — Ventilatoren u. Ventilationsanlagen — Alle elektrotechn. Bedarfsartikel, Bogenlampen, Glühlampen etc.

Einbanddecken

zum Bd. LI, sowie zu allen früheren Bänden der

Österreichischen Rundschau

können zum Preise von K 3.40 (mit Postzusendung K 2.70)

durch alle Buchhandlungen, den Verlag und die

Administration der Österreichischen Rundschau

Wien I., Bräunerstraße 4—6

bezogen werden.



DIANABAD
WIEN

Telephon 34573.



Telephon 34573.

Alois Kolb

k. u. k. Hof-Anstreicher und Lackierer

Kontrahent der k. k. österr. Staatsbahnen und der Gemeinde Wien

Wien VII/2, Lindengasse 12.



Jugoslawische Probleme.

Von Leopold Freiherrn v. Chlumeckij.

Selbst das gigantische Ringen um Triest vermag die Aufmerksamkeit Italiens nicht einmal vorübergehend vom südslawischen Problem abzulenken, das nach wie vor einen sehr breiten Raum in der politischen Diskussion einnimmt. Eigentümlich mutet es an, diese Fragen, die für Italien sekundärer, für die Monarchie aber lebenswichtiger Natur sind, wohl tagtäglich in italienischen Zeitungen, Broschüren, Propagandaschriften usw., bei uns hingegen fast gar nicht besprochen zu finden. Es wäre hoch an der Zeit, daß wir unsere Aufmerksamkeit dem Südosten und diesem für uns wichtigsten Teile der Balkanfrage zuwenden, und daß sich am Ballplatz ein Mann mit gestaltenden Ideen und schöpferischer Kraft finde, der es versteht, alle Widerstände zu überwinden und die beiden Reichshälften für eine wahrhaft volkstümliche, großzügige, die Interessen der Monarchie und der südslawischen Völker in gleicher Weise wahrende jugoslawistische Politik zu gewinnen.

Wenn es noch überhaupt eines Beweises dafür bedurft hätte, daß es für Österreich-Ungarn neben der ungeschmälerten Erhaltung unseres südwestlichen Besitzes kein wichtigeres Problem als das südslawische gibt, so wird dieser Beweis durch die lebhafteste, fast leidenschaftliche Art und Weise erbracht, in welcher die Erörterung dieser Frage in Italien erfolgt. Man hat in Rom erkannt, daß die Lösung der südslawischen Frage für die politische und wirtschaftliche Zukunft der Monarchie geradezu entscheidend ist, und betrachtet diese Frage ausschließlich unter diesem Gesichtswinkel. Nur jene Lösung könne von Italien gutgeheißen werden, welche Österreich-Ungarns südslawische Völker aus dem alten Staatsverbande ausscheidet, vor allem aber jedwede Gemeinschaft der Kroaten mit Serbien und jedwede Einflußnahme der „Reste des Habsburgerreiches“ auf den neuen serbischen Staat völlig ausschließt. Aus diesem Grunde wird der von Pašić mit Trumbić geschlossene Pakt von Korfu, welcher die Schaffung eines einheitlichen jugoslawischen Reiches (das Serbien, Bosnien und die Herzegowina, Kroatien, Dalmatien und die slowenischen Gebiete Österreichs umfassen soll) von einem großen Teil der italienischen Politik auf das allerlebhafteste bekämpft.*

* Die in den „Stimmungsberichten aus Italien“ (siehe Heft 5 der „Österr. Rundschau“ vom 1. September d. J.) enthaltene Mitteilung des Abschlusses eines Abkommens zwischen Sonnino und Pašić scheint nach der Haltung der italienischen Presse zu schließen, zumindest verfrüht.

Ein einheitliches Jugoslawien werde immer mehr und mehr zu Österreich-Ungarn und zur Dynastie Habsburg-Lothringen hinneigen. Denn das serbische Element würde in diesem Gebilde, wenn auch nicht numerisch, so doch kulturell und wirtschaftlich weit schwächer sein als die Kroaten und Slowenen, die noch immer österreichisch fühlen und kaisertreu seien. Deren Einfluß würde daher den neuen Staat zu einem eng an Österreich gegliederten Bollwerk gestalten, an Stelle der von Italien erstrebten Ausschließung der Monarchie vom Balkan würde erst recht eine Annäherung Österreich-Ungarns an den Balkan erfolgen — und aus einem an die Monarchie sich eng anlehnenden Jugoslawien könnte Österreich-Ungarn neue Kraftquellen schöpfen, so daß der italienische Plan der dauernden Schwächung Österreich-Ungarns durch Abtrennung seiner südslawischen Gebiete gerade ins Gegenteil umschlagen könnte. — Die „Austrophilie“ der Kroaten ist den Italienern seit jeher ein Dorn im Auge, und da der „Pakt von Korfu“ im neuen südslawischen Gebilde möglicherweise ein Übergewicht der Kroaten herbeiführen würde, scheint dieser Plan den Italienern unannehmbar.

Darum wird dieses Abkommen auf das allerheftigste bekämpft, und Pasić sieht sich in schärfster Weise angegriffen, ohne daß die Zensur dies zu hindern versucht, obwohl diese, allen demokratischen Phrasen und freiheitlichen Alluren zum Troste, die italienische Presse weit mehr in der freien Meinungsäußerung hindert, als dies im allgemeinen bei uns der Fall ist. — Nicht einmal Hohn und Spott wird dem leitenden Staatsmanne des verbündeten Königreiches erspart und man fragt, ob denn Pasić das Lächerliche seiner staatenbildenden Tätigkeit nicht empfinde, und mit welchem Recht just er, der landsflüchtige, von der Gnade der Entente lebende Staatsmann phantastisch große Staatsgebilde schaffe, „nota bene unter Einschluß des Besitzes jener, welche ihm erst behilflich sein müssen, sein eigenes Haus wieder zu erlangen“. (Damit ist Dalmatien gemeint, welches bereits als rechtmäßiger Besitz Italiens angesehen wird. — „Perseveranza“ vom 21. August 1917.)

Das jugoslawische Programm Pasićs, welches dieser der italienischen Öffentlichkeit durch den Mund des Abgeordneten Bevione mitgeteilt hat, wird als schwere Bedrohung der Rechte und der geheiligten Ansprüche Italiens bezeichnet. — Denn Italien, das an Seite Wilsons für Selbstbestimmungsrecht und Freiheit der Nationen kämpft, erklärt nun unumwunden, daß diese schöne Formel für die eigenen Kriegsziele keine Anwendung finden könne. Höher als fremde Einheitsbestrebungen und das Bestimmungsrecht anderer sei Italiens eigenstes Interesse zu bewerten, und dieses erheische, daß der einzige, gewiß nie mehr wiederkehrende Augenblick genügt werde, um Italiens Alleinherrschaft über die ganze Adria und die Vorherrschaft am westlichen Balkan sicherzustellen.

Man gibt wohl zu, daß Istrien zum größten Teile, Dalmatien fast ausschließlich von Slawen bewohnt sei, erklärt aber trotzdem die Besignahme der ganzen Küste als unumstößliches Kriegsziel. Pasić glaubte, „daß Italien durch die Erwerbung Triests, Polas und Valonas sich die absolute Vorherrschaft über die Adria sichere“ — in Italien selbst wies man diese für fremde Rech-

nung geübte bundesfreundliche „Bescheidenheit“ entrüstet zurück. Unter Berufung auf die vor Eintritt Italiens in den Krieg abgeschlossenen klaren Abmachungen mit der Entente fordert Italien auch den unbestrittenen alleinigen Besitz Dalmatiens, eine Forderung, der auch Pasić nicht entgegentreten könne, weil er als leitender Staatsmann des verbündeten Serbiens seinerzeit den Vertrag gekannt und gebilligt habe. Es ist geradezu grotesk, mit welcher Schamlosigkeit die für „ideale Ziele“ Kämpfenden nunmehr die Maske abwerfen und ihrer Länder- und Machtgier freien Lauf lassen. Bei keinem unserer Gegner tritt dies so unverhohlen zutage wie bei Italien, wo man jetzt, da die letzte als Bundesgenosse in Frage kommende Großmacht sich der Entente angeschlossen hat, keine weiteren Rücksichten üben zu müssen glaubt. Darum vermeint man in Rom auch das — gerade uns so oft zum Vorwurf gemachte System des »Divide et impera« nunmehr zur Richtlinie der eigenen Politik annehmen zu dürfen. Man geht über das Einigungsstreben der Südslawen zur Tagesordnung und erklärt rundweg, daß Italiens Interesse die Bildung eines einheitlichen jugoslawischen Staates verbiete. Die Südslawen müßten nach wie vor auf ihre völlige Einigung verzichten: ein Teil sei dem neu zu errichtenden Serbien zuzuwenden, der zweite — die Kroaten und Slowenen — fänden in einem von Österreich losgelösten, mithin „befreitem“ staatlichem Organismus Platz. Dieses zweite staatliche Gebilde werde zwar austrophil bleiben, könne aber Italien nicht mehr zum Schaden gereichen. Denn die in der wirtschaftlichen Einflußsphäre der Monarchie verbleibenden Slawen werden — ebenso wie die Monarchie selbst, durch den zweiten südslawischen Staat vom Balkan abgeschlossen sein. „Der slowenisch-kroatische Staat equilibriert durch ein von Italien, als dem neuen Herrn der adriatischen Ostküste völlig abhängiges Großserbien“ — das ist die von den erfahrensten Balkanpolitikern Italiens ersonnene Formel, mit welcher man unter völliger Verleugnung aller nationalen Rechte und — Phrasen, die eigenen imperialistischen Interessen am besten zu wahren glaubt. Jede andere Gestaltung im Südosten der Monarchie wird perhorresziert, und man hat sich gegen alle weitergehenden Einigungspläne der Südslawen die These der Unzulänglichkeit des bloß auf brutalen Ziffern ruhenden, „rein mechanischen Nationalitätenprinzips“ zurechtgelegt. Für Südtirol und das Küstenland bleibt dieses Prinzip selbstverständlich in Geltung, für Istrien und Dalmatien wird seine Berechtigung nicht anerkannt, und nur jene südslawischen Völker dürfen sich auf dasselbe berufen, welche zweifellos Österreich-Ungarns Feinde sind. Jene Einigungstendenzen aber, welche nicht unbedingt zur Zerstückelung oder Schwächung der Monarchie führen, werde in Italien nur Gegner finden. Darum wird der zwischen Pasić und Trumbić verabredete Verzicht auf das Programm eines Großserbiens zugunsten eines einheitlichen Jugoslawiens so entschieden bekämpft, obwohl weder Trumbić noch Pasić im Verdachte der Austrophilie stehen, und obwohl auch dieses Programm gegenwärtig seine Spitze gegen Österreich kehrt. Es braucht aber sich nicht unbedingt und jederzeit gegen die Monarchie zu kehren; es vermöchte früher oder später zu einer Annäherung, ja sogar zu einer Einigung mit der Monarchie

führen, und da Italien als der einzige Staat der Entente für Österreich-Ungarns Zerstückelung kämpft und die dauernde politische, wirtschaftliche Ohnmacht der Monarchie anstrebt,* so kann Rom einem südslawischen Programm nicht zustimmen, welches letzten Endes sogar die Möglichkeit einer Kräftigung Österreich-Ungarns in sich birgt. Aus diesem Grunde wird sich Italien unter Umständen genötigt sehen, in der südslawischen Frage seine eigenen, von der Richtlinie der übrigen Verbündeten abweichenden Wege zu wandeln.

Plötzlich entdeckt man in Rom, daß der Panславismus doch nur eine ganz leere, hohle Phrase war; man beruft sich darauf, daß Religion, Kultur und Bildungsgrad zumindest ebensoviel Berücksichtigung bei Staatenbildungen und bei der Zusammenlegung der Völker finden müssen, wie das Nationalitätenprinzip. Man entdeckt, daß historische, wirtschaftliche, geographische und machtpolitische Erwägungen oft mehr in die Wagschale fallen, als Sprache und Rassengleichheit. Kurz, man kehrt dort, wo es den eigenen Zielen frommt, zu all jenen Argumenten zurück, die für Österreich-Ungarns ungeschmälerten Bestand seit jeher von uns ins Treffen geführt wurden.

Ein trialistisches Österreich werde die südslawischen Völker vollkommen zufriedenstellen und gemeinsam mit ihnen neue Entwicklungsmöglichkeiten finden. Dies sei aber den Interessen Italiens zuwider, müsse daher unbedingt verhindert werden. Man vergißt hierbei nur, daß ja der Kampf angeblich für die „Befreiung und Zufriedenstellung“ eben dieser Völker geführt wird.

Auf eine Zwiespältigkeit, eine Doppelzüngigkeit mehr kommt es freilich der Entente nicht an, und nicht dem Hinweise auf diese satissam bekannte Kluft zwischen Reden und Handeln unserer Gegner sollen diese Ausführungen dienen. Sie sollen vielmehr ein memento für unsere Politiker und Staatsmänner sein. Aus dem lebhaften Interesse, welches gerade unser unerbittlichster Feind der südslawischen Frage entgegenbringt, und aus der Art und Weise, wie diese in Italien beurteilt wird, sollten bei uns Öffentlichkeit und Verantwortliche endlich zur Erkenntnis der Lebenswichtigkeit dieses Problems gelangen. Man soll bei uns sich darüber klar werden, daß für Österreich-Ungarns wirtschaftliche Zukunft, für das materielle Wohl all seiner Völker, für die Machtgrundlagen der Monarchie und für die Zukunft der Dynastie das südslawische Problem ungleich größere Bedeutung besitzt als die deutsch-tschechische Frage. Freilich mit der altbeliebten Politik des Zwartens, des Zauderns und der Halbheiten wird das südslawische Problem nicht zu lösen sein.

Noch einmal, gewiß zum allerletztenmal, gibt uns das Schicksal die Gelegenheit, die Einigung aller Südslawen selbst in die Hand zu nehmen, ein Werk von ungeheuer großer kultureller und nationaler Tragweite zu schaffen, und dabei — dem Wohle von Millionen dienend — auch die politischen und

* Die italienische Presse ist über den gemäßigten Ton, den die Verbündeten Österreich-Ungarn gegenüber anschlagen, sehr beunruhigt und betont, daß die Verbündeten davon überzeugt werden müssen, daß der künftige Sieg und der ihm folgende Friede vornehmlich auf Kosten und zum Schaden Österreichs erfolgen müsse. (Siehe u. a. „Corriere della Sera“ vom 11. August.)

volkswirtschaftlichen Interessen der übrigen Völker Österreich-Ungarns zu fördern. Ein freies, geeintes Südslawenvolk wird und muß aus diesem Kriege entstehen, die Frage geht nur dahin, ob mit oder gegen Österreich, mit oder gegen Habsburg. Ersteres würde uns zu neuen Höhen emporführen, letzteres unser Schicksal besiegeln.

Die Armee hat uns den Weg eröffnet, Italiens imperialistisches, die Freiheit und die Interessen der beteiligten Völker verleugnendes Begehren das Beschreiten dieses Weges erleichtert.

Jetzt bedarf es hiesfür noch des großen Konzeptes, des klaren Willens und der starken Hand eines wirklichen Staatsmannes, der sich nicht in ausgefahrenen Gleisen bewegt, sondern schöpferisch zu wirken vermag. Möge uns auch hier das Schicksal gnädig sein und im richtigen Augenblick den richtigen Mann an die richtige Stelle setzen!

Woodrow Wilson und Amerikas Teilnahme am Weltkrieg.

Von einem Kenner amerikanischer Verhältnisse.

II.*

Zwei der kriegsführenden Großmächte hatten sich bisnun den besonderen Respekt der neutralen Zuschauer des Welttheaters erworben: Deutschland durch den unvergleichlichen Todesmut seiner Militärmacht zu Land, Wasser und Luft und durch die erfolgreiche wissenschaftliche Anlage und Durchführung der kriegerischen Operationen — Großbritannien durch die infolge planvoller, unermüdlicher Tätigkeit seiner bewährten Diplomaten erzielten Ergebnisse und durch die binnen wenigen Monaten errungene Kontrolle des gesamten Überseeverkehrs. Letzteres wurde durch die gewaltige Obermacht der Kriegsmarine, den riesigen Kolonialbesitz und die zahlreichen bewaffneten Kohlenstationen ermöglicht. Die diplomatischen Erfolge, welche auch die bis Kriegsausbruch den Zentralmächten unbekannt gebliebenen Verträge mit Belgien, Japan, Portugal zc. gesichert und die den Eintritt Englands selbst in den Weltkrieg bis zum letzten Momente, nachdem Deutschland an Rußland bereits den Krieg erklärt hatte und nicht mehr zurückweichen konnte, zu verschleiern gewußt hatten, mußten, allerdings in weiterer Folge, in Ermangelung ethischer Grundlagen, sich unmoralischer und verwerflicher Instrumente bedienen, nämlich jener der politischen Lüge und der Bestechung. In keinem anderen Kriege der Neuzeit ist so viel Grausamkeit verübt, so viel Unwahrheit verbreitet und so viel Geld um zu korrumpieren verteilt worden, wie es seitens der Ententemächte unter Englands Führung jetzt geschah. Rousseau sagt in seinem Emile: „Die Sorge um die Zukunft bildet die Quelle unseres Elendes.“ Die Engländer wurden von der fixen Idee ergriffen, daß die Sicherung ihrer wirtschaftlichen Zukunft und Seeherrschaft nur durch Zerstörung Deutschlands

* Vgl. „Österreichische Rundschau“, Band LII, Heft 4, vom 15. August 1917.

und Rußlands bedingt sei, und da dieser Zweck alle Mittel heiligt, so lassen sie nichts unversucht, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Je mehr Deutschland und Rußland sich gegenseitig zerfleischen, desto mehr lacht „old England“, ohne die Todeswunde zu bemerken, die sein eigener Körper trägt. John Bull gab Unsummen aus, um in den neutralen Ländern die maßgebende Presse zu kaufen, die öffentliche Meinung irrezuführen und Sympathien für die Alliierten zu gewinnen, um Botschafter und Konsule, Senatoren und Abgeordnete, Ministerpräsidenten und Minister zu kaufen, um Armeen von Spähern und Hezern zu organisieren und die Fackel des Krieges in den Brennstoff des Weltalls zu werfen. Es ist hier nicht der Platz näher darzulegen, wie Portugal, Italien, Rumänien und Griechenland, das sich so lange tapfer wehrte, zu Falle gebracht wurden, wie gegenwärtig in Spanien alles aufgeboten wird, um dort eine revolutionäre Erhebung zum Heile der Entente zu inszenieren. Es genüge lediglich der Hinweis auf die amerikanischen Politikern bekannte Tatsache, daß Salandra, Bratianu, Venizelos u. a. mit klingender Münze für die Früchte ihrer Arbeit bezahlt worden sind. Auch ist es in Washington und Chikago zur Genüge bekannt, daß die Vereinigten Staaten in diesem Frühjahr 12 Millionen Dollars für Bestechung hoher chinesischer Dignitäre ausgaben, um China zum Kriegsanschlusse zu bewegen. Es ist wahrscheinlich, daß diese Summe inzwischen bedeutend erhöht werden mußte. Als Albion die Mittel zur Weiterführung des Krieges knapp wurden und der intensive Kurssturz der Sterlingwährung auf den amerikanischen Börsen im September 1915 die Legende von Englands strotzender Finanzmacht gründlich zerstörte, begab sich Lord Reading (der frühere Sir Rufus Isaacs) in Gesellschaft des Präsidenten der Bank of England und anderer englischer Geldmagnaten nach Newyork, um die Wege zur Öffnung der amerikanischen Geldsäcke zu ebnen. Dies ist ihm in vollem Maße gelungen. Amerika ließ binnen fünf Vierteljahren an die Entente beiläufig drei Milliarden Dollars, allerdings zu immer strengeren Bedingungen und zu einem Zinsfuß von $5\frac{1}{2}$ Prozent, so daß die Jahresdividende für das Publikum 6 Prozent und mehr betrug; fürstliche Kommissionen zugunsten der Emissionsbanken und separate Zuwendungen für einzelne Bankdirektoren mögen gar nicht weiter erwähnt werden.

Das Anlageluchende amerikanische Privatkapital wurde jedoch durch die überlange Dauer des Krieges und die immer mehr dahinschwindende Chance eines Ententesieges mißtrauisch und ließ die englischen und französischen Anleihen trotz ihrer Notierung unter Pari, trotz ihrer glänzenden Verzinsung und der posaunenhaften Pressepropaganda links liegen, so daß diese Werte seitens der Institute unter die amerikanischen Kriegslieferanten aufgeteilt werden mußten, welche sie wieder ihren Aktionären und Mitbeteiligten aufdrängten oder die Dividenden mit den Anleihebonds bezahlten. Als dadurch die Mißstimmung immer mehr wuchs, verabredete London mit Paris, die Unterbringung weiterer Anleihen durch Beschaffung von Faustpfändern (Kollaterals) zu ermöglichen und zu erleichtern. Hiefür wurden pupillarischere in- und ausländische Anlagepapiere im Verhältnisse von 120 zu 100 (für 100 Prozent

Kriegsanleihe 120 Prozent Deckung), das auch im Falle von Kursänderungen beizubehalten war, bei amerikanischen Trustgesellschaften deponiert. Tatsächlich erschien diese Maßregel geeignet, um die 1916-Anleihen größtenteils unter Dach zu bringen; auf zirka 150 Millionen Dollars blieben jedoch Morgan und Konsorten sitzen.

Ende 1916 schien auch diese heroische Maßnahme Englands und Frankreichs insofern zu versagen, als es den Alliierten immer schwieriger wurde weitere Kollaterals herbeizuschaffen. Aus der Erde konnten sie um so weniger gestampft werden, als der größte Teil der in europäischen Händen befindlich gewesenen amerikanischen Werte zu hohen Kursen nach Newyork zurückgewandert und von den dortigen neuen Kriegsnabobem gern angekauft worden waren; auch beträchtliche Pakete nicht amerikanischer Werte wechselten auf diese Weise die Hände. Andernteils lehnte die Hautefinance in Newyork und Chicago ab, gewisse südamerikanische und andere exotische Papiere zu belehnen oder anzukaufen; sie zog vor, Argentinien, Brasilien, China u. neue Anleihen zu gewähren und sich dafür wertvolle Konzessionen zu sichern, sowie das unbestrittene Primat am Weltfinanzmarkt zu erringen. Frankreichs Finanzkraft war in Rußland und in der eigenen unglücklichen Heimat verblutet, *saignée à blanc*, England hatte noch mit Ach und Krach am 1. Februar 1917 250 Millionen Dollars ein- und zweijähriger konvertibler Geldbonds einlösbar zu 101 unter Pari eloziert, hiefür Werte von 300 Millionen Dollars verpfändet, war jedoch gänzlich außer stande, neue Faustpfänder zu liefern. Dieser als unerschöpflich geltende Brunnen drohte zu versiegen.

Morgans verzweifelter Versuch, weitere Anleihen ohne Kollaterals, also im offenen Kredite, unterzubringen, scheiterte in geradezu kläglichster Weise, nachdem die Banken des Westens heftige Opposition erhoben und die Oberleitung der Federal Reservebank of the U. St. in Washington im Dezember 1916 in der Presse entschieden davor warnte, die nationalen flüssigen Mittel in derartigen Kriegsanleihen anzulegen, zumal sie doch nicht zu aufbauender, sondern zu zerstörender Tätigkeit bestimmt wären.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß England im Januar l. J. sich mit Riesenschritten dem Ende seiner finanziellen Kräfte näherte und bereits die Frage der Detronisation der Goldwährung ventilierte. Die Leichtfertigkeit seiner Staatsmänner, welche heute an der Themse das große Wort führen, spielte nun mit der berüchtigten Antwortnote auf das Friedensangebot der Zentralmächte vom 12. Dezember 1916 und dem Appell Wilsons *va banque*; ihre zynische und unmäßige Fassung mußte die öffentliche Meinung in den Zentralmächten empören und selbst in Amerika verblüffen. Der große Coup gelang; Deutschland erklärte den rücksichtslosen Unterseebootkrieg und Wilson wurde durch machtvollere Unterstützung der Kriegspartei die unerwartete Möglichkeit geboten, Amerika an Seite der Entente in den Krieg zu ziehen und das monetär erschöpfte England vor sicherer Niederlage zu retten.

Zu Anfang des Konfliktes wurde in Amerika mehr oder minder scharfe Kritik an den veralteten monarchistischen Staatsformen in Europa geübt, den Kaisern und Königen zur Last gelegt, daß sie ohne das Volk zu fragen und

ohne den Parlamenten Zeit zu lassen, eine derartig ernste Angelegenheit mit Überlegung und unter Vermeidung jeglichen Hochdruckes von oben zu erwägen, den Krieg erklärten. „Bei uns in der freien amerikanischen Republik, wäre — hieß es — ein solcher Akt des Absolutismus, der Barbarei und äußerster Gewalttätigkeit, bei welcher der Stärkere den Schwächeren erschlägt, unmöglich. Unser Kongreß würde niemals gestatten einen solch sinnlosen Krieg zu erklären, zumal zu dessen Sanktionierung zwei Drittel Stimmen nötig wären. Es wäre überhaupt nur ein einziger Fall denkbar, welcher uns zur aktiven Teilnahme am Kriege veranlassen könnte, nämlich — eine feindliche Invasion.“

So ungefähr kristallisierte die öffentliche Meinung der Vereinigten Staaten die eigene Stellung dem Weltkriege gegenüber. Noch im Januar 1917 dachte niemand auch nicht im entferntesten an eine aktive Mitwirkung, zumal Wilson ein Jahr zuvor verschiedenen Herausforderungen Mexikos aus dem Wege ging, und mit den Worten: »Amerika is too proud to fight« sich mit einer Scheinexpedition zur Verfolgung des Rebellengenerals Villa begnügte, die noch dazu bei erster Gelegenheit ohne Sang und Klang wieder zurückgezogen wurde.

Wenn Wilsons so häufig und mit so vielen salbungsvollen Worten verkündete Friedensliebe echt und wahr gewesen wäre, dann durfte Amerika trotz des verschärften U-Bootkrieges keineswegs in den Krieg hineingezerrt werden, zumal den Deutschen in ihrem Kampfe um Leben und Existenz nichts ferner lag, als Amerikas Ehre nahezutreten. Wilson hätte sich allenfalls mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen begnügen und die davon unabhängigen konsularischen Relationen weiter bestehen lassen können. Er hätte sogar die bewaffnete Neutralität durchführen können gemäß seiner eigenen wiederholten Zusicherungen, und die Begehung eines overt act* (Adresse des Präsidenten Wilson an den Kongreß vom 8. Februar: »... only actual overt acts on their part can make me believe it even now ...«) seitens der Deutschen abwarten müssen, um den Kriegszustand zu verkünden. Wilson setzte sich jedoch autokratisch über Recht und Gesetz hinweg. Anscheinend von Kriegsleidenschaft erfaßt, tatsächlich jedoch völlig von englischem Einflusse umgarnt, ohne den overt act abzuwarten, stürzte er die Nation in den Kriegsabgrund. Die Devise lautete: „Nicht gegen das Volk, sondern gegen Deutschlands Regierung.“ Das

* »Overt Act in law, an open act, one that can be clearly proved by evidence, and from which criminal intent can be inferred, as opposed to a mere intention in the mind to commit a crime (see Intent). The term is more particularly employed in cases of treason which must be demonstrated by some overt or open act.«

(Encyclopaedia Britannica, Vol. 20, page 384.)

»Intent in law, the purpose or object with which an act is done. The question of intent is important with reference both to civil and criminal responsibility. Briefly, it may be said that in criminal law the constituent element of an offence is the mens rea or the guilty intent. The commission of an act without the intent is not, as a general rule, sufficient to constitute a crime, nor, on the other hand, does the existence of a guilty intent without commission of the act amount to the legal conception of a crime.«

(Encyclopaedia Britannica, Vol. 14, page 683.)

selbe hatte schon Napoleon III. 1870 erklärt. Überhaupt weist Wilsons Note merkwürdige und auffallende Analogien mit Napoleons Kriegsmanifest vom Juli 1870 auf. Auch der Kaiser von Frankreich sprach vom preußischen Militarismus, der besiegt werden müsse, von Fortschritt und Zivilisation, usw. Welche Interessen hatte Amerika, um ferne über den Weltmeeren die Kriegsfackel hoch zu tragen? Frankreichs Rachegefühl suchte die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens; Rußland wünschte die Wiederaufrichtung seines am Balkan verlorenen Prestiges und Konstantinopel; England trachtete die gefährliche Nebenbuhlerschaft der Deutschen am Welthandel und Rußlands Rivalität in Asien zu vernichten; Italiens Habgier wollte die irredenten Provinzen vom Leibe Österreichs an sich reißen; Amerika aber erklärte durch den Mund des Ober-Tartilisse Wilson, daß es weder Eroberungen suche, noch auf Kriegsentschädigungen Anspruch erhebe, es kämpfe lediglich — für Zivilisation und Freiheit, sowie für die Rechte der kleinen Völker etc. Nun ist es fraglos, daß die Zivilisation Rumäniens zum Beispiel, welches 70 Prozent Analphabeten zählt, weit hinter jener von Bulgarien steht. Böhmens Hauptstadt Prag verfügt über weit mehr Bildung als die beiden Königreiche Serbien und Montenegro zusammen. Daß die Kultur der großen Volksmassen in Rußland und Italien noch 100 Jahre hinter der geistigen Höhe Deutschlands sowie der meisten Nationen Österreich-Ungarns zurücksteht, ist allgemein bekannt. Auch vom Standpunkte der größten Objektivität muß betont werden, daß die Zivilisation in Deutschland sich sowohl durchschnittlich als auch individuell mit der englischen wohl messen kann und die französische überwiegt. In einzelnen Disziplinen der Wissenschaften wirkt sie vorbildlich für die gesamte zivilisierte Welt.

Tausende Amerikaner kommen jährlich nach Österreich, nicht nur um an den Heilquellen der böhmischen Bäder Erlösung ihrer Leiden zu finden, sondern auch um an den Universitäten Vervollkommnung in der humansten Wissenschaft, Medizin, zu suchen, andere wieder, um an den Konservatorien Verständnis für die erhabenste aller Künste, Musik, sich anzueignen. Die österreichischen Maler und Bildhauer, Dichter und Schauspieler, Pädagogen und Komponisten können getrost an dem edlen Wettstreite vor jedem internationalen Schiedsgericht der Welt teilnehmen und um die Palme des Sieges ringen. Österreichs Lebenskunst liegt nicht in dem mißverstandenen und mißbrauchten Begriffe des Militarismus, sie liegt in der Lieblichkeit und Anmut seiner Berge und Täler und in der Geradheit und Gutherzigkeit seiner Bewohner, in dem friedlichen Streben nach Schönheit in Natur und Kunst. Daher ist es als Hohn auf menschliches Empfinden und als empfindlicher Rückgang menschlicher Gesittung zu betrachten, wenn Führer von Nationen, ob sie nun Poincaré, Lloyd George oder Woodrow Wilson heißen, Phrasen im Namen der Zivilisation und des Fortschrittes im Munde führen und damit Tatsachen auf den Kopf stellen. Bis nach Friedensschluß die aufgepeitschten Leidenschaften sich legen und Vorurteile schwinden werden, bis nüchterne Erwägung wieder zu ihrem Rechte gelangt, dann wird der eherne Griffel der Weltgeschichte schonungslos diese und auch andere wahre Schuldigen, die den

Weltkrieg anstifteten oder verlängerten, stigmatisieren und ihre Namen für ewige Zeiten unter Acht und Bann erklären.

An der Spitze der aus so vielen heterogenen Elementen zusammengesetzten amerikanischen Kriegspartei befindet sich unstreitig J. Pierpont Morgan, der berühmtere Sohn seines vor vier Jahren verstorbenen berühmten Vaters. Das Bankhaus Morgan, welchem verschiedene Teilhaber angehören, fungiert als offizieller Finanzagent für die englische Regierung. Nicht nur alle Anleihen und sonstigen bankmäßigen Transaktionen, sondern auch alle Ankäufe von Waren gehen durch Morgans Hand, welcher an Kommissionen Unsummen Geldes, man spricht von weit über 100 Millionen Dollars verdiente. Wieviel davon auf den Reptilienfonds, das heißt für Beeinflussung und Korruption abfloß, entzieht sich der Beurteilung. Die Macht und das Ansehen des Morgan-Syndikates überstrahlen bei weitem alle Rothschildes zusammen.

Um Morgan herum gruppieren sich die maßgebendsten amerikanischen Banken und Großbankiers, darunter die National-City Bank (Präsident Vanderlip), die Guaranty Trust Company (Präsident Sabin), J. W. Seligmann &c. (Rühmend muß anerkannt werden, daß Kuhn Loeb u. Comp. sich abseits hielten.) Sie verdienten ebenfalls ungezählte Millionen. Aus denselben Ursachen waren die meisten Munitions-, Waffen-, Automobil-, Waggon-, Metallwaren- &c. Fabriken für England, allen voran der neu entdeckte Stern von Betlehem, Charlie Schwab, der einer rein deutschen Familie entstammt. Es ist bekannt, daß auch der Expräsident der Vereinigten Staaten, Theodore Roosevelt, der als widerwärtiger Schwäger hors concours steht, sich als Todfeind der Preußen entpuppte. Dasselbe gilt vom Universitätspräsidenten Buttler und von einer Anzahl redegewandter Senatoren und Deputierter, darunter Elihu Root, infolge teils angeborener, teils eingeflößter Freundschaft für die Alliierten. Als Offensivzentrale der kriegslustigen Amerikaner wurde die zu diesem Behufe gegründete American rights league benützt, an deren Spitze sich hervorragende Männer befinden, z. B. James M. Beck, G. H. Putnam, J. G. Hibben, Frederick Coudert u. a. Coudert ist zugleich Rechtsanwalt der französischen Regierung. Auch die Majorität der Kanzelredner aller Bekenntnisse ergriff die Partei der Alliierten und predigte anstatt christlicher Nächstenliebe Tod und Verderben den deutschen „Sunnen“. Dazu kommen endlich gut 95 Prozent der englisch geschriebenen Zeitungen, welche auf verschiedene Weise von den englischen und amerikanischen Kriegshefern subventioniert wurden, sei es durch teuer bezahlte Inserate, durch direkte Honorierung u. dgl. Eines der größten New Yorker Tagesblätter erhält von der englischen Botschaft in Washington wöchentlich 2000 Dollars, dafür muß es jede Woche einmal einen vom Captain K. K. verfaßten leader (Leitartikel) bringen. Es arbeiten zwar schon genug englische Redakteure in amerikanischen Zeitungspalästen — in der „World“ allein neun Gentlemen aus dem Vereinigten Königreiche — anfangs Februar ist überdies der Chef der englischen Propaganda für das Ausland, Sir Gilbert Parker, mit einem Stabe von dreißig englischen Redakteuren, welche die Feder gewandter handhaben als das Schwert, in New York eingetroffen, um die in so großem Stile

und seitens so vieler Interessenten unter Wilsons Protektorat unternommene Kampagne, Amerika in den Krieg gegen Deutschland zu reißen, zu unterstützen.

Unter jenen wenigen Blättern, die sich einer objektiven Haltung befleißigen, wären die „Evening Mail“ und der „New-York American“ hervorzuheben. Letzteres wird von dem Zeitungsmagnaten Randolph Hearst herausgegeben, welchem überdies an zwanzig große Tagesblätter in verschiedenen amerikanischen Großstädten gehören, die dieselbe Richtung vertreten. Hearst war ein Freund der mexikanischen Okkupationspolitik, da er angeblich bedeutende Latifundien in Mexiko besitzt. Infolge seiner vehementen Angriffe auf die englische Zensur, deren Hinterhältigkeiten und Fälschungen er wiederholt feststellte, wurde ihm das Postdebit nicht nur für England, sondern auch für Kanada entzogen. Der politische Redakteur des „New York American“, Mr. Brisbane, verfügt ohne Zweifel über ein ungewöhnliches Talent. Der Leserkreis des Hearst-Konzerns zählt bereits nach Millionen, vergrößert sich von Tag zu Tag und wird wahrscheinlich an dem nicht zu fernem Tage, an welchem das Licht der Wahrheit auch in Amerika durchbricht, in die Wagschale fallen.

Infolge der gegebenen Verhältnisse schmolz die offizielle Friedenspartei, welcher ursprünglich auch Andrew Carnegie sowie Henry J. Ford angehörten, empfindlich zusammen. Viele reinamerikanische Pazifisten trauten sich nicht mehr mit Rundgebungen zugunsten der Erhaltung des Friedens hervor. Ein Häuflein von Senatoren und Repräsentanten unter Führung von Stone, Man und namentlich La Follette, welcher letzterer gleich Horatius an der Brücke kämpfte, hielten bis zum letzten Moment aus. Wilson, welcher Ende Dezember 1916 den drohenden Eisenbahnerstreik, der den ganzen Verkehr der Staaten lahm zu legen und die Ernährung der Großstädte zu unterbinden drohte, durch Gewährung des Achtstundentages und anderer Begünstigungen beilegte und dieses Oktroi in seinem Washingtoner Leitblatte dadurch begründete, daß die ungehinderte Munitionszufuhr an die Alliierten keinesfalls in Frage gestellt werden dürfe, wollte jedoch den Krieg, weil England den Beitritt Amerikas als letzten Rettungsanker betrachtete und einforderte. Er wartete nicht bis zum 16. April, an welchem Tage der neugewählte Kongreß zusammentreten sollte, sondern berief diese gesetzgebende Körperschaft bereits für den 2. April ein. Die Pazifisten aus den verschiedenen Staaten, welche ihre letzte Kraftentfaltung zeigten und am 1. und 2. April mit vielen Separatzügen nach Washington gekommen waren, um in Monstremeetings für den Frieden zu demonstrieren, wurden drangaliert und durch bezahlten Mob angegriffen. Ja, zum Schlusse ließ Wilson diese Friedensversammlungen sogar durch Polizei auseinandersprengen.

So sieht in Wirklichkeit dieser Friedensschwärmer aus. Man kann annehmen, daß weder Wilson noch seiner Leibgarde die prekäre Situation der Alliierten auf militärischem und politischem Gebiete bekannt war; durch die Gutachten der amerikanischen Botschafter aus London, Paris, Rom und Petersburg, denen sich Gerard (Berlin) und Penfield (Wien) angeschlossen, konnte

Wilson zu der Ansicht gelangen, daß es nur der Kriegserklärung Amerikas bedürfe, um in absehbarer Zeit die Zentralmächte niederzuringen. In dieser Anschauung wurde Wilson möglicherweise durch die Berichte seines wiederholt nach Europa gesandten Freundes und Beraters Colonel House bestärkt. Dem Volke wurde jedenfalls *fata morgana* vorgeführt, daß die letzte Stunde Deutschlands geschlagen habe.

Immerhin verblieb aber eine Anzahl Intellektueller, welche die wirklichen Verhältnisse vorausahnten und mit denselben rechneten. So zum Beispiel schrieb Roger W. Babson unter der Spitzmarke „Kampf auf Leben und Tod“ (*Life and death struggle*), daß „wenn England sich siegesicher fühlen, es alle Bemühungen daran setzen würde, um uns vom Kriege und also auch von den Friedensverhandlungen fernzuhalten. Wir traten durchaus nicht in einen Kampf ein, welcher bereits entschieden ist. Deutschlands Stärke ist bedeutender denn je und halbe Maßregeln unsererseits werden lange nicht genügen. Deutschland hat die Karten in der Hand, denn es ist klar, daß es über den Unterseekrieg mehr weiß, wie alle seine Gegner zusammengenommen. Demzufolge ist unsere Teilnahme am Kriege eine viel ernstere Angelegenheit als die meisten von uns annehmen. In der Zukunft wird uns die volle Bürde des Krieges treffen. Die einzige Möglichkeit, den Krieg bald zu beenden, wäre eine Revolution in Deutschland. Natürlich setzen unsere Alliierten und auch wir große Hoffnungen auf diesen Punkt und arbeiten mit allen Kräften dafür. Der Gedanke an die physische Niederringung Deutschlands ist sicherlich seitens der maßgebenden Kreise der Entente begraben worden. Wir gehen harten Zeiten entgegen und müssen uns eventuell darauf gefaßt machen, Brotkarten einzuführen, Vergnügungsetablissemments zu schließen, Luxus zu verbieten und die Autorität der Gewerkschaften zu suspendieren. Wir müssen von nun ab Gewinn und Verlust mit unseren Partnern teilen.“

Es kann absolut keinem Zweifel unterliegen, daß die große Mehrheit der amerikanischen Nation friedensfreundlich gesinnt ist; bei Vornahme eines Plebiszits würden mindestens 90 Prozent gegen den Krieg stimmen, trotz aller Irreführung, Verfälschung und Vergiftung der öffentlichen Meinung, trotz der gewaltigen Korruption. Die amerikanische Nation ist keineswegs eine Tochter der angelsächsischen Rasse, wie sie seit 1914 von den englischen Schriftstellern mit Vorliebe bezeichnet wird, sondern stammt von allen europäischen Nationen ab. Die Einwanderung der letzten sechzig Jahre brachte in den Vereinigten Staaten ein Völkergemisch hervor, wie es auf der sonstigen Erdenrunde seinesgleichen nicht findet. Die indianische Urbevölkerung schmolz wohl erheblich zusammen, aber ihr Blut ist in manchen Geschlechtern Neuenglands unverkennbar; es verleiht ihnen natürlichen Adel. Unter den ersten Ansiedlern waren Spanier, Engländer, Irländer, Holländer und Franzosen, dazu gesellten sich später Deutsche, Böhmen, Polen, Russen, Juden, Magyaren, Tataren, Syrier, Griechen, Letten, ferner Skandinavier, Lateinamerikaner, Italiener, Südslawen etc. Die Negerbevölkerung beträgt mehr als zwölf Millionen. Endlich ist die gelbe Rasse: Japaner und Chinesen zahlreich vertreten, ebenso sind Hindus

und Malayen (Philippiner) vorhanden. Es liegt klar auf der Hand, daß unter diesen Umständen von einer einheitlichen Nation und Rasse nicht die Rede sein kann, dieselbe muß sich vielmehr durch gegenseitige Vermischung in dem großen Kessel bilden, wobei ohne Frage die starke Eigenheit des Yankee-Amerikaners die Grundlage und das Merkmal des neugeborenen Groß-Amerikaners bilden dürfte. Mit Hinblick auf diese Verhältnisse, sowie auf die plötzlichen großen Fortschritte, welche die Vereinigten Staaten durch Ausbreitung der Land- und Viehwirtschaft, Organisation des Bergbaues und Entwicklung der Industrie, des Handels und Verkehrs genommen haben, darf man Amerika, welches über Nacht reich wurde, durchaus nicht schablonenhaft beurteilen. Dem Amerikaner, dessen Großeltern zum großen Teile aus ungebildeten und besitzlosen Klassen sich rekrutierten, die in der Neuen Welt leichtere und bessere Lebensbedingungen suchten, kann nicht im allgemeinen jener Bildungstrieb, jene künstlerische Begabung und Tiefe der Empfindung zugeschrieben werden, welche andere Nationen der Alten Welt durch Inzucht und Pflege einer viele Jahrhunderte alten Kultur sich erworben haben. Dagegen fehlt ihm vielfach jene übertünchte Salonhöflichkeit, welche in sich den Stachel der Unaufrichtigkeit trägt. Außerordentlich praktisch veranlagt, ist der Amerikaner bestrebt, auch auf dem Gebiete der Seelenkultur und Geistespflege nachzuholen, was ihm etwa noch fehlen würde. Es wäre daher weit gefehlt, die Qualitäten der gutbürgerlichen amerikanischen Kreise nach den Extravaganzen reicher Emporkömmlinge einerseits oder ungehobelter Hinterwäldler, welche bogen, schießen und lynchen anderseits zu beurteilen. Faulenzerei ist in der Neuen Welt ganz unbekannt; alles arbeitet, ob jung oder alt, reich oder arm, ohne Unterschied der Geschlechter, oder Berufe. Die Arbeit bildet den demokratischen unzerstörbaren Kitt dieses großen, herrlichen Landes. Ich selbst kenne zahlreiche Amerikaner, die uns Europäern zum Muster dienen könnten. Die führende Rolle in der Zukunft scheint der unverbrauchten amerikanischen Nation zu gehören.

Es erübrigt nunmehr die Aufgabe, jene Folgen zu zeigen, welche der Eintritt Amerikas in den Weltkrieg für dessen Gestaltung haben dürfte, und zwar sowohl in moralischer, als auch in finanzieller, wirtschaftlicher und schließlich militärischer Hinsicht. Dies soll in der nächsten, zugleich letzten Abhandlung geschehen.

Rußland und Stockholm.

Von Dr. Ernst Molden.

Alexander Feodorowitsch Kerenski hat am 4. August einen neuen großen Triumph genossen. Vielleicht werden die Begebenheiten dieses Tages, an dem gerade Miljukow am wärmsten für Kerenski eintrat, zu einem besseren Verständnis der russischen Vorgänge beitragen.

Man hatte sich gerne dem Glauben hingegen, daß die Niederlage des Zarismus, mit der die Revolution ihren ersten entscheidenden Erfolg errungen

hatte, in rascher Folge einen Sieg des Friedensgedankens bringen werde. Die Demokratie, dachte man, brauche den Frieden, weil nur im Frieden der innere Umbau und Aufbau erfolgreich durchgeführt werden könne. Der Gedankengang war richtig, aber die Männer, die im März und die dann später nach dem Sturze der Miljukowisten ans Ruder kamen, handelten nicht nach ihm. Nicht so sehr weil sie anderer Ansicht waren, als weil die Verhältnisse sie unüberwindlich beeinflussten.

Das ihnen fremde Getriebe der staatlichen Maschinerie, in das sich die demokratischen Volksführer mit einem Mal gestellt sahen, hatte seine besondere Kraft. Das Gewicht der Dinge und der Menschen, die sie in den Ämtern vorfanden, der Einfluß des Beamtenkörpers der öffentlichen Stellen zog sie mehr und mehr in die Richtung der administrativen Notwendigkeiten des Alltages, die ihnen für die großen Ideen des Neubaus wohl die den Versammlungsreden reservierten Nachtstunden, nicht aber die Tagesstunden der Arbeit freihielten.

Die Zahl der demokratischen Führer, der Männer mit der Befähigung zu leitenden Stellen war überdies natürlich sehr gering. Um so größer war die Rolle, zu der Kerenski, eine wirkliche Begabung von starken Maßen, seit den ersten Tagen der Revolution rasch heranwuchs. Was ihn zuerst zu der Rolle kommen ließ, war aber gewiß mit die Tatsache, daß er, als Trudowik am rechten Flügel der Demokratie stehend, den bürgerlichen Kadetten der genehmste Repräsentant der „Linken“ sein mußte.

Europa hat damals im März diesen Mann der Linken als das Gegengewicht gegen Miljukow und Gutschkow begrüßt und wo man in der russischen imperialistischen Politik, wie bei den Sozialisten aller Länder und wie bei der Bevölkerung der Mittelmächte und besonders Österreich-Ungarns, den großen Gegner sah, dort nahm man den Minister Kerenski als eine Art Alliierten im Kampf gegen die Exponenten dieser Politik auf.

Damit beurteilte man aber den neuen Minister gründlich falsch. Gewiß war er ein starker Mann, man sah das aus seinen Reden und aus der Art seines Auftretens und die Mitglieder des Arbeiter- und Soldatenrates erkannten das so gut wie die Miljukowisten. Darum schob der Rat Kerenski auch immer lieber als „seinen“ Mann gegen die Bourgeois ins Treffen, darum suchten aber auch diese ihn allmählich mehr und mehr für sich zu gewinnen. Es geschah schon damals, was nun am 4. August von allen Seiten offen zugestanden wurde: daß jede Partei dem starken Mann ihr besonderes Vertrauen aussprach, keineswegs aus Liebe oder wirklichem Vertrauen, sondern um seine Autorität nicht ganz in den Dienst der anderen kommen zu lassen.

Für die Kadetten hatte Kerenski die angenehmen Eigenschaften eines fast völligen Desinteressements an den Fragen der auswärtigen Politik und eines pflichteifrigen Sichvertiefens in die Probleme, die man ihm vorlegte. Die Miljukowisten aber waren selbst gerade an den äußeren Fragen besonders interessiert, aus vielen Gründen, zu denen ebenso zählte, daß sie sich in der inneren Politik durch das Programm der Linken so gründlich überflügelte

sahen, wie, daß ihr Führer Miljukow seit jeher in der äußeren Politik gearbeitet hatte und daß sie mit einem aktiven außenpolitischen Programm ihren englischen Freunden am ehesten dienen konnten, denen sie sich lange vor der Märzrevolution mit Haut und Haaren, aber auch mit der Freude der Gefinnungsverwandten verschrieben hatten.

Die Opposition gegen diese auswärtige Politik eines panslawistischen Imperialismus von Englands Gnaden ging nun auch keineswegs von dem an diesen Dingen so gar nicht interessierten Kerenski aus, der sich durchaus seinem Ressortministerium widmete, sondern von dem Arbeiter- und Soldatenrat und die treibende Kraft dabei war die Linke der Linken, die Maximalisten, die Rozanoff einmal Rußlands treueste Sozialisten genannt hat. Diese Partei hatte ihre Führer zum größten Teil in den heimgekehrten Emigranten der zaristischen Zeit, aber sie war auch für die—theuesten Sozialisten und zielbewußtesten, klarsehensten Patrioten der gemäßigten Linken, für Tschcheidze, Rozanoff, Tseretelli . . ., welche in der Miljukowistischen äußeren Politik eine Verlängerung des Krieges und in der Verlängerung des Krieges eine Gefahr für die Demokratie sehen, die stärkende Stütze in den Postulaten an die Regierenden. Diese Linkssozialisten waren es, die Gutschkow und Miljukow, den Geschäftsimperialisten und den Gefühlsimperialisten, stürzten, die in der Folge die Gefahr der Kerenskischen Politik der Kompromisse nach rechts erkannten und die forderten, daß die rechtssozialistische Mehrheit des Arbeiter- und Soldatenrates diese Politik nicht weiter stillschweigend oder zustimmend gutheiße, sondern offen desavouiere.

Diese letzte Forderung stellten die Linkssozialisten in dem Augenblick auf, da der Exodus der Bourgeoisminister ohnedies das ihnen verhaßte und von ihnen bekämpfte Zusammenarbeiten endete, und manche russische und nichtrussische Sozialisten versallen deshalb auf die Deutung, daß die Miljukowisten durch geheime Agenten den Vorstoß der Radikalen geschürt hatten, um die Isolierung der Rechtssozialen dadurch zu einer vollständigen zu machen. Bei der Vorliebe und Virtuosität, mit der Miljukow und seine Freunde — man kann das im neutralen Ausland gut beobachten — die Mittel der Schrana zaristischen Ungedenkens handhaben, trifft diese Vermutung vielleicht die Wahrheit. Aber das Auftreten der Linkssozialisten war zeitlich gewiß in der Hauptsache durch die Aufregung bedingt, die das neue Blutbad der Offensive des 1. Juli, als deren Urheber Kerenski sich selbst bekannte, hervorgerufen hatte.

Die Offensive des 1. Juli war zusammen mit der Berufung verlässlicher Kosakenregimenter nach Petersburg der sichtbarste Ausdruck der Politik Kerenskis. Sie war der sichtbarste Ausdruck der Politik der Kompromisse, die Kerenski seit dem durch den Arbeiter- und Soldatenrat bewirkten Sturz der Miljukowisten doch immer wieder nach rechts gemacht hatte, um sie nicht nach links machen zu müssen. Als Kerenski den verhängnisvollen Entschluß faßte, das Kriegsportefeuille zu übernehmen, tat er es schon nicht freiwillig als freier Demokrat, sondern gedrängt durch die Geschicklichkeit der Miljukowschen Zureden und durch den eigenen, durch die gleichen Zureden ge-

stachelten Ehrgeiz. Was aber damals von dem alten Trudowiken Kerenski noch übrig gewesen sein mochte, mußte auf den Frontreisen und in dem Ministersalon des Kriegsministers Kerenski verloren gehen, das Ministerium mußte den Minister erschlagen und der ausgezeichnete Redner, der Kerenski ist, mußte sich schließlich selbst überreden. Als Kerenski die Offensive den einzigen Ausweg nannte, war sie auch wirklich der einzige Ausweg auf der Straße, die er bei der Übernahme des Kriegsministeriums betreten hatte. Aber es ist auch sicher, daß die Offensive der einzige Ausweg nur für die Politik Kerenskis war, aber nicht für die russische Demokratie, die mit dieser Politik innerlich gewiß nichts zu tun hatte.

Kerenski, und nicht nur er allein, ist geistig erzogen und herangewachsen unter dem Eindruck des Zarismus und im Kampf gegen ihn und seine Waffen, die Bureaukratie und den Militarismus. Diese Erziehung aber bildete Radikale heran und brachte, bei dem fast ausschließlichen Interesse für die innerpolitischen Probleme, mit sich, daß diese Leute die tatsächlichen Bundesgenossen der äußeren Politik ihrer zaristischen Zwingherren weniger haßten als die, in denen sie deren geheime Gesinnungsgenossen in den inneren Fragen zu sehen glaubten. Zweibund und Entente haben nichts daran geändert, daß diese Männer in der Art und Richtung der Franzosen und Engländer denken und daß sie Berlin, „die Stadt der preußischen Bureaukratie, des preußischen Militarismus und der Hohenzollern“ so lange für ihren wirklichen Feind halten, als es in ihren Augen eben diese Stadt bleibt.

Den Engländern wurde es dadurch ermöglicht, den Haß gegen die Deutschen zu schüren, was ihnen, je mehr sie sich selbst in Rußland angefeindet und gehaßt fühlen, um so wichtiger sein muß. Dieses aber ermöglichte es wieder Kerenski, die Offensive auch seinen sozialistischen Freunden von den Menschewikis als ein gutes Mittel darzustellen. Tatsächlich scheinen nur wenige Menschewikis wie die radikalen Bolschewikis gegen die Offensive gesprochen zu haben. Die Wenigen waren nicht davon zu überzeugen, daß die Offensive den Krieg abkürzen könnte, weil sie vielmehr fest davon überzeugt waren, daß sie ihn nur weiter verlängern müsse und weil sie von Anfang an die Ansicht vertraten, nur das Ende des Krieges könne den Ausbau der Demokratie und die Durchführung einer demokratischen inneren Politik ermöglichen. — Wie Kerenski selbst dachte und denkt, wissen wir nicht. Aber wir dürfen annehmen, daß dieser vorderste Kämpfer für das revolutionäre Rußland mit dem wachsenden Ruhm, mit der fortschreitenden Autorität die Stellung und Stärke der Demokratie, als deren Führer er sich ansehen durfte, mit seiner eigenen Stellung und Stärke identifiziert und er habe daher für deren Erhaltung zu sorgen, nicht mehr als egoistisches Handeln, sondern als seine Pflicht als Demokrat angesehen. Die Autorität Kerenskis brauchte aber schließlich die Offensive und er glaubte, man darf annehmen, ehrlich, die Autorität der Demokratie brauche sie.

England hat die russische Offensive vom 1. Juli gewollt. Das ist gewiß und das ist nur natürlich. Aber gewiß ist auch, daß die Miljukowisten einen raschen Erfolg Kerenskis nicht wollen konnten, weil ein solcher unbedingt und

ganz von selber der Demokratie zugute gekommen wäre. So wie aber diese Miljukowisten Kerenski durch den Exodus der Bourgeoisminister in den Rücken fielen, als er einen Erfolg zu erringen schien, so ist es wohl möglich, daß sie und ihr Freund Buchanan und die maßgebenden Männer in London aus den gleichen Motiven eine sofortige direkte Unterstützung der Offensive auf die galizischen Unterseebootquellen durch eine gleichzeitige Offensive auf die flandrischen Unterseeboothäfen nicht gewollt haben. Auffallend ist es jedenfalls, daß eine solche nicht erfolgte.

An einen durchschlagenden Erfolg eines Gegenschlages freilich, wenn überhaupt an einen Gegenschlag, dachte man in Petersburg und London wohl nicht. Vielleicht hat auch gerade die vorausgegangene eigene Offensive, indem sie die Wut der russischen Regimenter gegen ihre Generale aufstachelte, die sie aus der scheinbar endgültigen Frontruhe in das neue Blutbad getrieben hatten, den durchschlagenden Erfolg des Gegenstoßes noch gesteigert.

In den gleichen Tagen, da Kerenskis Offensive in dem vollen Mißerfolge endete, antworteten auch die durch sie gereizten Bolschewikis der Hauptstadt mit einem Gegenschlag gegen das Ministerium der Offensive vom 1. Juli. Dieser Gegenschlag mißlang. Kerenski hatte nicht nur an der Front, die für den Angriff bestimmt war, sondern auch an der Front in Petersburg „verlässliche“ Soldaten aufgestellt, Regimenter, bei denen nicht erst seine flammenden Reden nötig waren und deren er sich so sicher wie alle früheren Regierungen als Stützen gegen die Volksbewegung bedienen konnte. Die Kosaken blieben im Kampf mit den Bolschewiki Sieger und dieser Sieg über die „treuesten Sozialisten“ Rußlands, ersochten unter den Auspizien Kerenskis, ist der zweite klar sichtbare und sehr beredte Ausdruck der Politik dieses Mannes. Die Bataillone des Kosakengenerals als die Garanten der Ruhe Petersburgs — an diesem Punkte steht die Revolution vier Monate nach ihrem ersten Triumph.

Die russische Bewegung von 1917 bestand aus zwei Komponenten, aus der Revolte der Bourgeois und aus der Revolution der Demokratie. Beide waren gegen die Ratlosigkeit und Unfähigkeit des zaristischen Regimes gerichtet, die erste daneben und wie viele sagen, vor allem, gegen den angeblichen Versuch des Zarismus, sich aus dem Krieg und den Fesseln der Entente zu lösen, die andere, die demokratische Revolution, im Gegenteil gegen die Politik des Krieges, der mit jeder Woche eine größere Verelendung in der Lebensführung der Bevölkerung und bei langer Fortdauer die wirkliche Hungersnot bewirken mußte. Der Gegensatz zwischen Revolte und Revolution mußte darum am ersten Tag, nachdem das zaristische Regime über den Haufen geworfen war, klar in Erscheinung treten. Von der Revolte hatte Rußland die Herrschaft der chauvinistischen Universitätsprofessoren und der kriegsbegeisterten Fabriksherren zu erwarten, Europa die Verschärfung und Verlängerung des Blutvergießens. Von der Revolution durfte Rußland die demokratische Agrarreform erhoffen, eine sozialistische Gesetzgebung in den Fragen der Volkswohlfahrt und den Versuch einer vom Geiste der Versöhnlichkeit getragenen Lösung der Nationalitätenfrage, Europa den raschen allgemeinen Frieden, beschleunigt

durch den Friedenswillen des Ostens. Das Ringen dieser beiden Richtungen, die zwei Weltanschauungen vertreten, währt nun vier Monate.

In diesem Ringen haben die Männer der Revolte ein Bündnis mit den Alliierten des gestürzten Zarismus eingegangen und der kapitalistische Imperialismus stellt der Partei Miljukows, in der er mit vollem Recht die russische Kriegspartei, die Erben der Pläne und Wünsche des Großfürsten-Generalissimus Nikolaj Nikolajewitsch sehen darf, seine reichen Mittel an Bestechungsgeldern und an Intrigenerfahrungen zur Verfügung. Die Enthüllungen der Petersburger „Rabotschaja Gazetta“ über Englands Mitarbeit an den Wühlereien der Miljukowisten sind für die Kenner der Dinge nur Bestätigungen und längst keine Überraschungen mehr.

Gegen diese Politik der Revolte, die durch die Kompromisse des von ihr geschickt ausgenützten Kerenski nur gewonnen hat, müssen auch die Männer der Revolution die Stützen eines außerrussischen Bündnisses suchen und dafür soll Stockholm die Brücke sein. Das wird die Bedeutung der Konferenz von Stockholm für die Menschheit sein, die den Frieden will, und für eine Politik, der die Erfüllung dieses Wunsches der erste und wichtigste Punkt ihres Programmes ist.

Hier liegt aber auch der Zusammenhang der europäischen und der russischen Bedeutung der Konferenz. Es scheint aus den russischen Zeitungen, daß die klugen Köpfe der russischen Demokratie wie Tschcheidze, Skobelev, Rozanoff und die anderen, die ihr großes Interesse diesen Fragen widmen, jenen Zusammenhang bald erkannt hatten. Auch unter den Männern des „Komitees“ aber, das in Stockholm inzwischen wertvolle Vorarbeit geleistet hatte, haben die meisten rasch verstanden, wie wichtig es sein mußte, der Bedeutung dieses Zusammenhanges gerecht zu werden, indem man die Konferenz zugleich zu einer europäischen und zu einer russischen machte.

Die Regierungen Englands und Frankreichs sind es, die bisher mit allen Mitteln und mit großer Geschicklichkeit daran gewesen waren, eine Konferenz, auf deren Programm der Friede war, wenn auch nicht ganz und unbedingt zu verhindern, so doch so lange zu verzögern, als sie nicht englischen Wünschen vielleicht als eine Art Vorspiel zu einer doch einmal auch London genehmen Friedensunterhaltung erwünscht war. England, hieß es, wolle warten, bis es im Herbst ein Bild von der neuen Ernte bei sich, bei seinen Freunden und bei den Gegnern habe. Es wolle, hieß es, ein anderesmal, bis nach den russischen Wahlen warten, die jedenfalls mit dem Zusammentritt einer offiziellen Volksrepräsentation der Mächte des unbequemen Arbeiter- und Soldatenrates ein Ende bereiten und die Möglichkeit bieten würden, die reichlich vorhandenen Gelder für die Wahlagitiation zur Verfügung zu stellen.

Wird nicht unter dem Druck einer von Amerika begünstigten Agitation eine neue Weigerung bewirken, daß die englischen Delegierten wieder nicht erscheinen? Man hat schon einmal mitangesehen, daß die Londoner Regierung tat, als wollte sie der Konferenz kein Hindernis in den Weg legen und daß Arbeiter, denen man über Hintertreppen die nötigen Gelder zuflachte, das Odium — oder den Ruhm — der äußersten Heße auf sich nahmen. Es mag

aber auch gar nicht unmöglich sein, daß die englische Regierung, nachdem sie so lange geschürt und die Hezer so lange gewähren lassen hatte, nun, selbst wenn sie es sein wollte, nicht mehr ganz frei ist. Ein dänischer Publizist hat neulich den Satz gebraucht, England habe durch Amerikas Eingreifen seine diplomatische Freiheit verloren. Und vielleicht ist es wirklich der amerikanische Rückhalt, der heute die englischen Berufschauvinisten ihr Handwerk erfolgreicher treiben läßt, als es der Londoner Regierung selbst angenehm ist.

Wie dem auch sei, die russische Demokratie wird, wenn sie nicht den Männern der Revolte den Sieg überlassen will, auch über Hindernisse hinweg die Allianz wenigstens mit jenem Teile der europäischen Demokratie suchen müssen, der nicht unter der Fuchtel einer demagogischen Erpressungspolitik steht. Alle aber, die der russischen Demokratie hierbei behilflich sind, die Brücke zu finden, haben ein gleich großes Verdienst an der russischen Sache wie an der der europäischen Menschheit. Der dänische Sozialistenführer Borgbjerg, der wie sein Kollege Stauning, zu denen gehört, die sich mit Eifer sowohl um die russische wie um die europäische Demokratie bemühen, hat die Verschmelzung der russischen und der europäischen Aktion in Stockholm einen Sieg über manches Hindernis und einen großen Erfolg der Internationale und des Friedens genannt. Das Resultat, mit dem die russische Demokratie aus Stockholm nach Hause zurückkehren wird, wird für die innerussische Entwicklung maßgebend und für die europäische bedeutsam werden.

Kriegschronik.

1. August. Der Reichskanzler Dr. Michaelis trifft in Wien ein und wird vom Kaiser empfangen. — Amtlich wird erklärt, daß Graf Czernin und Dr. Michaelis in der Beurteilung der Friedensfrage vollständig übereinstimmen. — Unsere Truppen machen vor Czernowitz weitere Fortschritte, ebenso in der Dreiländerecke. — Die Schlacht in Flandern erreicht ihren Höhepunkt. — Kaiser Wilhelm erläßt einen Aufruf an das deutsche Volk, in dem er ausführt, daß der Kampf fortgesetzt werden müsse. — Ribot erwidert in der französischen Kammer auf die Enthüllungen des Reichskanzlers über die Abmachungen Frankreichs mit Rußland. — Balfour erklärt im Unterhaus, England kämpfe nicht für die Erweiterung seines Machtbereiches. Die Friedensziele seien aber noch nicht klar vorgezeichnet.

2. Im Casinu-Tal werden russische und rumänische Abteilungen zurückgeschlagen. — Die Deutschen erobern in Flandern einige verlorengegangene Stellungen zurück.

3. Nach einer amtlichen Statistik haben die Mittelmächte bisher über 3 Millionen Gefangene gemacht und nahezu 550.000 Quadratkilometer Land besetzt. — Unsere Truppen besetzen **Czernowitz** und Kimpolung. — Dem russischen General Brussilow wird das Oberkommando abgenommen und General Kornilow zum Oberkommandanten der Armee ernannt. — Tereschtschenko erklärt in einem Zirkulartelegramm an die russischen Vertreter bei den Alliierten, Rußland werde den Kampf fortsetzen. — Die Ententemächte halten in London eine neue Konferenz ab. — Ribot erklärt in der Kammer, Frankreich müsse an seinen

Kriegszielen festhalten, der Friede könne erst geschlossen werden, wenn Deutschland ihn erbeten haben wird.

4. Italienische Flieger greifen Pola an. — Unsere Truppen erreichen östlich von Czernowiz die Reichsgrenze und besetzen Storozynek. — Deutsche Seeflugzeuge greifen mit Erfolg die Flugstation auf Thasos an. — Nach amtlichen deutschen Schätzungen belaufen sich die Verluste der Entente seit Kriegsbeginn auf 18 Millionen Mann.

5. Italienische Flieger greifen Pola an. — Die Russen räumen Kadauz und werden aus Bojan und Karancze geworfen. — Lloyd George bezeichnet die Wiederherstellung als erste Voraussetzung eines Friedens.

6. Kaiser Karl besucht Czernowiz. — Unsere Truppen machen bei Gurahumora weitere Fortschritte. — Die Deutschen schlagen starke englische Angriffe bei Ypern ab.

7. Kaiser Karl ernennt den Generalobersten v. Kövez zum Feldmarschall. — **Kriegserklärung Chinas an Österreich-Ungarn und Deutschland:** der provisorische Präsident von China unterzeichnet die Kriegserklärung. — Bei Focsani werden starke russische Verteidigungsanlagen erstürmt. — In London findet eine neuerliche Ententekonferenz statt.

8. Die Truppen Mackensens machen bei Focsani weitere Fortschritte und erreichen die Susita-Linie. — Die Engländer erneuern ihre Offensive an der flandrischen Küste, ihr Angriff bricht jedoch in starkem deutschen Feuer zusammen.

9. In Wien findet die Eröffnungssitzung der Konferenz für Vorbereitung wirtschaftlicher Vereinbarungen statt, an der Österreich-Ungarn, Deutschland, Bulgarien und die Türkei beteiligt sind. — Bei Gurahumora und Focsani dringen unsere Truppen weiter vorwärts. — Lord Cecil und Lloyd George sprechen in London über das Verhältnis der Entente zu Serbien. Pasić stellt eine Reihe von Forderungen auf, die gegen Österreich-Ungarn gerichtet sind.

10. Italienische Flieger greifen neuerlich Pola an. — Die Truppen Mackensens überschreiten in breiter Front die Susita-Linie. — In Flandern und im Artois werden erbitterte englische Angriffe zurückgeschlagen.

11. Die verbündeten Truppen dringen nördlich von Focsani und an der Ditoz-Straße weiter vor.

12. Im Ditoz-Gebiete brechen zwölf feindliche Anstürme zusammen. — In Flandern werden die Engländer neuerlich zurückgeschlagen.

13. Panciu wird erstürmt. — Frankfurt a. M. und Kolmar werden von französischen Fliegern angegriffen.

14. Die verbündeten Truppen dringen im Susita- und Putna-Tal weiter vor.

15. Der Papst richtet an alle Oberhäupter der kriegsführenden Staaten eine Friedensnote. — Unsere Flieger greifen das Seearsenal von Venedig an. — Die Deutschen erobern den Brückenkopf von Bistaretu. — Poincaré trifft im italienischen Hauptquartier ein.

16. Die Russen und Rumänen werden bei Marasesti über den Sereth geworfen. — In Flandern entbrennt neuerlich eine Schlacht, bei welcher die Engländer zurückgeschlagen werden. — Die russische Regierung läßt den Zaren heimlich nach Sibirien bringen. — Die chinesische Regierung erklärt, daß sie sich seit 14. August im Kriegszustand mit Österreich-Ungarn und Deutschland befinde.

17. Anläßlich seines Geburtstages erläßt Kaiser Karl eine Amnestie für Militärpersonen, ernennt vier Kommandeure und zwanzig Ritter des Militär-Maria-Theresien-Ordens und verleiht eine große Anzahl von Auszeichnungen an Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. — Bei Grozesci wird der Feind

geworfen. — Die Engländer erleiden in der Schlacht in Flandern weitere Niederlagen. — Zwischen englischen und deutschen Seestreitkräften kommt es in der Nordsee zu einem Gefechte.

18. An der Isonzo-Front greifen die Italiener neuerlich an. Es beginnt die erste Isonzoschlacht.

19. Die Angriffe der Italiener werden restlos abgewiesen. — Vor Verdun tobt eine Artillerieschlacht.

20. Dr. Weyerle übernimmt mit dem Programm des Grafen Esterhazy die Kabinettsbildung. — Triest wird von den feindlichen Monitoren beschossen.

21. Der chinesische Gesandte in Wien überreicht die Kriegserklärung. — Südlich von Auzza und östlich von Canale drücken die Italiener unsere Front etwas ein. Auf der Karsthochfläche nehmen sie das Dorf Selo; sonst werden ihre Angriffe überall abgewiesen. — Die Franzosen erobern vor Verdun den Toten Mann. — Der deutsche Reichskanzler erklärt im Hauptausschuß des deutschen Reichstages, daß die Zentralmächte die Friedensnote des Papstes sympathisch begrüßen.

22. Der Kaiser weist an der Isonzo-Front. — Das Dorf Brh wird den Italienern überlassen; ihre Angriffe auf der Karsthochfläche werden unter erbitterten Kämpfen abgewiesen. — Deutsche Luftschiffe greifen die englische Küste an. — Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Dr. v. Kühlmann, entwickelt im Hauptausschuß des Reichstages sein Programm. — In London wird eine von einer Viertelmillion Personen unterschriebene Denkschrift im Interesse des Friedens der Regierung unterbreitet.

23. Alle Angriffe der Italiener werden abgeschlagen.

24. In der Isonzoschlacht kommt es zu erbitterten Nahkämpfen, die durchwegs für unsere Truppen siegreich sind. — Die Deutschen räumen die Höhe 304 vor Verdun.

25. Unsere Verteidigungslinie auf der Hochfläche Bainfizza=Heiligengeist wird etwas zurückverlegt.

26. Im Gebiete des Monte San Gabriele finden schwere Kämpfe statt. Unsere Truppen räumen den Monte Santo, den die Italiener kampflos besetzen. — In Moskau tritt die russische Staatskonferenz zusammen.

27. Die Italiener gehen in erbitterten Massenangriffen vor, werden aber überall zurückgeschlagen.

28. Trotz enormer Anstrengungen können die Italiener keine Erfolge erringen. — Unsere Truppen entreißen dem Feinde das Dorf Bojan. — Die Deutschen gewinnen das Dorf Beaumont vor Verdun zurück.

29. Auf der Hochfläche von Bainfizza steigert sich die Schlacht zu furchtbarer Heftigkeit. Italienische Flieger greifen Triest an. — Das Dorf Muncelul bei Focani wird erklümt. — Wilson beantwortet die Friedensnote des Papstes ablehnend. — Der polnische Staatsrat demissioniert.

30. Triest wird neuerlich von italienischen Fliegern bombardiert. Die Italiener kämpfen mit großer Erbitterung, werden aber überall zurückgeschlagen.

31. Das zweite Kabinett Dr. v. Seidlers wird ernannt. — Italienische Flieger bombardieren Triest. Unsere Truppen behaupten alle ihre Stellungen am Isonzo.



Zweihundert Jahre Adriafreiheit.

Von Dr. Alexander v. Dorn.

Von alters her schon war Triest das Ziel häufiger Angriffe von näheren und ferneren Nachbarn, insbesondere von den jeweiligen Beherrschern der Häfen in der nördlichen Adriaküste. Die Stadt selbst stand abwechselnd im Untertanenverhältnis zu verschiedenen Herren, die ihrerseits wieder sich um sie stritten. Die ganze Zeit vom zehnten bis zum vierzehnten Jahrhundert ist eine fast ununterbrochene Folge von Kämpfen um, für und gegen Triest, an denen die Patriarchen von Aquileja und Grado, die Grafen von Görz, die Herren von Kärnten und Krain, vor allem aber die Republik Venedig beteiligt waren. Besonders diese schuf der aufstrebenden Stadt wiederholt arge Bedrängnis, und wenn die Signoria siegreich war, so legte sie das Hauptgewicht auf die Unterbindung der Schifffahrt, von welcher sie einige Konkurrenz befürchtete. Nach einer Reihe verwickelter Fehden war es der Stadt Triest endlich gelungen, im Frieden von Turin (7. Oktober 1381) sowohl Venedig als den Patriarchen von Aquileja zum Verzicht auf alle Rechte, die sie bis dahin auf Triest gehabt hatten, zu bewegen und so für sich die volle Unabhängigkeit zu erlangen. Da jedoch zu befürchten war, daß die bisherigen Feinde auch fernerhin nicht in aufrichtige Freunde verwandelt sein werden und daher der Dauer des Friedens nicht zu trauen sei, wobei insbesondere von der immer mächtiger werdenden Dogenrepublik mit Sicherheit zu erwarten war, daß sie bestrebt sein werde, nach Aquileja, Görz und Istrien auch Triest zu verschlingen, so fanden es die Bürger dieser Stadt für ratsam, sich einem mächtigen Herrn im Hinterlande anzuschließen, der ihnen bei Wahrung politischer Autonomie wirksamen Schutz gegen kriegerrische Angriffe und zugleich Förderung des Handels zur See und zu Lande angedeihen lassen konnte. Man faßte daher den Beschluß, die Oberhoheit über Triest den Herzogen von Österreich zu übertragen; man sandte als Zeichen der Ergebenheit das Stadtpanier an den Herzog Leopold nach Graz, wo von den Vertretern beider Parteien am 30. September 1382 die Ubergabsurkunde (atto di dedizione) unterzeichnet wurde. Triest bildete nunmehr einen Annex zu Innerösterreich und zog in der That aus dieser Verbindung im Laufe der Jahrhunderte mannigfache und wesentliche Vorteile. Allerdings konnte bei den vielen europäischen Kriegen, in welche das habsburgische Herrscherhaus verwickelt war, der erwartete und versprochene Schutz nicht immer so kräftig sein, um Ungemach abzuhalten, und so trat die andauernde Feindschaft und Begehrlichkeit Venedigs noch zu wiederholten Malen in lästiger, den Wohlstand und Handel Triests störender Weise auf, wobei immer die Unterbindung der Schifffahrt die Hauptrolle spielte.

Besonders am Ende des siebzehnten und zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts scheinen die Einschränkungen, die von Venedig ausgingen, obwohl die Macht der Republik für diese Zeit bereits im Abschwächen begriffen war, recht empfindlich gewirkt zu haben, und eine um das Jahr 1710 an den

Kaiser Josef I. gerichtete Denkschrift des Triester Stadtrates legt in ausführlicher Weise die Verhältnisse der Stadt dar.

Interessant ist schon die einleitende Bemerkung über die geographische Lage Triests. Der Stadtrat bemerkt hiebei, „daß unsere Stadt am Gestade des Adriatischen Meeres in einem Busen liegt, der von derselben seinen Namen hat, nämlich im Golf von Triest, wie auf allen Landkarten ersichtlich ist, obgleich man gegenwärtig in den in Venedig gedruckten — ohne daß der Grund uns bekannt wäre, es sei denn, um sich auch die Herrschaft dieses Golfes anzumaßen — Golf von Venedig liest“. Man sieht daraus, daß die Fälschung von Landkarten keine Erfindung der Neuzeit ist!

Nach einer Schilderung der Verfassung und Verwaltung der Stadt kommt die Denkschrift auf die Darlegung der wirtschaftlichen Verhältnisse, die als trostlos geschildert werden. Während früher wohlhabende Kaufleute und reiche Lager daselbst zu finden gewesen seien, sei „gegenwärtig die Stadt samt Gebiet wegen der Erpressungen, Zölle, Regalien und Hindernisse durch die Venezianer völlig hilfslos, so daß sie von ehemals bloß noch den Namen bewahrt. Kaum finden sich hier einige Waren für den täglichen Bedarf der Stadt“. Hieran schließen sich folgende Ausführungen: „Die Hauptursache ist, daß die venezianische Republik, trotz der Eurer kaiserlich königlichen Majestät in einem anderen Vortrage eingereichten Verträge unter eitlen und haltlosen Vorwänden des venezianischen Gesandten, unsere freien Schiffahrts- und Handelsverkehre hindert, indem keine Barke sich außerhalb des Hafens (als wenn er ihr unterworfen wäre) begeben darf, wenn der Führer nicht in Capodistria, einer venezianischen Stadt, die Paßbollette gelöst hat; eine ohne solche angetroffene Barke wird von dem Wachtschiffe oder bewehrten Boote, welches beständig den Golf durchkreuzt, nach dem nächsten venezianischen Hafen geführt und dort die Ladung dem Fiskus, die Barke aber den Flammen übergeben. . . . Ähnliche, von den Venezianern gegen die Verträge, das Völkerrecht, die Freiheit der Schiffahrt auf diesem Meere, besonders gegen jene Schiffe, die nicht ihren Untertanen gehören, verübte Unbilden und Plackereien sind die Hauptursache, daß in dieser Stadt, welche gleichwohl der Stapelplatz für Deutschland sein sollte, der Handel zum empfindlichen Nachteil für die Bewohner und die landesfürstlichen Zölle völlig darniederliegt und vernichtet ist.“ . . .

Bald nach Abgabe dieser Denkschrift gelangte Kaiser Karl VI. auf den Thron. Dieser Herrscher, der sowohl für Zusammenfassung der Kräfte als auch für die Wichtigkeit der wirtschaftlichen, insbesondere der kommerziellen Interessen ein hervorragendes Verständnis besaß, erkannte auch die lebenspendende Bedeutung eines blühenden vaterländischen Seehandels und erkannte selbstverständlich auch, daß die grundlegende Bedingung für dessen gedeihliche Entwicklung die Freiheit und Unabhängigkeit der Schiffahrt auf den von den heimischen Fahrzeugen befahrenen Meeren sei. Um nun diese Freiheit zu sichern, galt es vor allem, den widerrechtlichen Anmaßungen der Signoria entgegenzutreten. Nur ein kräftiger Vorstoß konnte den beabsichtigten Zweck erreichen, und der Kaiser setzte ihn unverzagt ins Werk mit seiner Deklaration der Freiheit der Adria durch das berühmte Patent vom 2. Juni 1717!

Die Hauptbestimmungen dieses Patents enthält in der etwas krausen Schreibweise der damaligen Zeit die Kundmachung der a. h. Resolution: „Was gestalten wir Unseren Inassen, auch anderen Betreuen, welche zur Einführung der Schifffahrt und des Commerci mit ihren Schiffen von Unseren In-De-Meer-Porten auflaufen werden, nicht allein Unsere Kayser- und Landsfürstliche Flaggen zuzulassen, und derowegen denen selben auf ihr gebührendes Anmelden das benötigte Patent durch Unsere In-De-Geheimbe Hof-Canzley zu ertheilen, wie nicht minder dieselbe (allenfalls dergleichen Schiff oder Effetti von einer anderen Potenz wider Verhoffen angehalten oder sonsten turbirt und beeinträchtigt werden sollten.) kräftigst zu schützen und mithin dergleichen Torto und Schaden auf alle Weiß zu vindiciren und so gestalten, als wenn solchen Unsere Provinz selbst widerfahrete, aufzunehmen, wie auch zu solchem Ende auf alle Mittel und Weeg zu Verschaffung alsobaldiger Satisfaction bedacht zu sein, sondern auch jene, welche das commercium per Mare Adriaticum anfangen und sich zu solchem mit Schiffen, auch von Fremden Orthen auf Unseren Oesterreichischen Meer-Porten einfinden werden, mit besonderen Kayser- und Landsfürstlichen Gnaden und Freiheiten anzusehen und zu begnaden.“

So sind also nunmehr zweihundert Jahre verflossen, seit durch kaiserlichen Machtpruch die Adria für die Schifffahrt aus den „innerösterreichischen See-Porten“ frei gemacht wurde und es ist interessant, daß damals wie heute die Aktion zur Festigung der Monarchie gleichzeitig nach Südosten (Eroberung von Belgrad) und nach Süden gerichtet war. Die Venezianer waren nicht mehr stark genug, um sich dem Gebote des Kaisers zu widersetzen, trösteten sich jedoch mit der Meinung, daß der Handel Triests wegen verschiedener anderer ihm entgegenstehender Hindernisse sich doch nicht recht entwickeln könne. Allein bald zeigte sich, daß sie sich in dieser Annahme getäuscht hatten, denn für Triest brach nun eine ganz neue Ära kommerzieller Blüte an. Zwei Jahre nach Erscheinen des Patents erfolgte die Gründung des Freihafens. Begünstigungen und Förderungsmaßregeln, die aus der weisen Einsicht Kaiser Karls und seiner großen Nachfolgerin Maria Theresia entsprangen, hoben Triest in die Reihe der ersten und wichtigsten europäischen Häfen. Bis in die neueste Zeit blieb die Tradition der „Hebung Triests“ aufrecht, weil man eben diesen Hafen als eines der produktivsten Instrumente für die Kräftigung der kommerziellen Weltstellung Oesterreichs einschätzte.

Die andauernden und auch wiederholt zum Ausdruck kommenden Regungen des Neides und der Mißgunst, zuerst Venedigs und dann Italiens, vermochten der aufsteigenden Blüte Triests nichts anzuhaben; sie blieben auch schwächlich bis zu dem Zeitpunkte, wo das Hineinziehen der Monarchie in den großen Krieg die Gelegenheit zu schaffen schien, daß ein Verrat profitabel und ein meuchlerischer Überfall nutzbringend gemacht werden könnte. Jetzt wäre es — so meinte man — möglich, die Adria völlig unter eigene Herrschaft zu bringen. — Mare nostrum! Dazu wäre es allerdings nötig, Triest zu erobern; nicht um die bloße Gebietsausdehnung, nicht um die Nationalität

oder eine sonstige Art von „Erlösung“ geht es da — nein, um die Vernichtung des Triester Verkehrs, der die Kreise Benedigs stört. Daß dieser Verkehr durch die Absperrung Triests von seinem natürlichen Hinterlande wirklich vernichtet und dadurch die Stadt selbst dem elendesten Verfall preisgegeben würde, ist doch selbstverständlich und auch den Italienern klar. Bezeichnend und wie ein Blitzlicht wirkend ist in dieser Beziehung die Äußerung eines einfachen Soldaten, die kürzlich von Alice Schalek gemeldet wurde; als sie einen Gefangenen darauf hinwies, daß ja die Italiener Benedig haben und daß in ihrem Besitze Triest veröden müßte, antwortete er: „Aber wir wären die Herren der Adria!“ Das ist doch Volkessstimme, die deutlich genug spricht, so deutlich, daß sie die Unbegreiflichkeit der Denkweise jener verblendeten Triester hell beleuchtet, welche sich danach sehnten, Triest unter italienischer Herrschaft zu sehen.

Für uns hat natürlich Triest eine ganz andere Bedeutung; für uns ist es die Pforte zum maritimen Weltverkehr. Wäre uns diese verschlossen, so müßte unsere ganze wirtschaftliche Betätigung auf die eingeschränkte Stellung eines Binnenstaates einschrumpfen, und wir würden einen Rückschlag erfahren, von dem wir uns nur erholen könnten durch spätere Rückeroberung der Ausgangspforte; denn diese Pforte brauchen wir unbedingt — sie muß aber in das freie Meer führen, frei usque ad finem, wozu allerdings gehört, daß Valona zumindest in sicherem Besitz einer befreundeten Hand ist.

Darum kämpfen wir nun! Was der Ahn vor zweihundert Jahren geschaffen, muß der Enkel jetzt verteidigen und befestigen. Er und seine Helden am Jonzo werden dies vollbringen.

Henje und Storm.

Aus einem Freundesbriefwechsel.

Herausgegeben von Georg J. Plotke (Frankfurt a. Main).

Theodor Storm, seit dessen Geburt hundert Jahre verflossen sind (14. September) war uns ein Stück deutschen Paradieses, bleibt uns der Typus vorbildlichen Bürgertums und echtster Innerlichkeit. Wir denken mit ganz anderen Empfindungen zu ihm hin, als es in Friedenstagen möglich gewesen wäre. In der wirbelnden Flucht der Erscheinungen, Richtungen und Tendenzen erscheint er als stimmungsvoll Ruhendes, unverlierbar durch Veränderungen des Zeitgeschmacks. Und ähnliches läßt sich von Paul Henje, seinem nächsten Freunde, sagen, der als der reichere Geist nicht an die begrenzende Heimatscholle gebunden ist, sondern in seinen plastischen Kunstwerken in europäische Geistesfragen hinauswirkt und der eigentliche Erbe des deutschen Humanismus ist. In der brüderlichen Beziehung zwischen diesen wesensverschiedenen Männern eröffnen sich uns auf farbigem Zeithintergrund die Grenzen, innerhalb deren in den Siebziger- und Achtzigerjahren Künstlerisches geschaffen wurde. Daß sich der Holsteiner, dem sein Haus die Welt bedeutet,

und der aus Berliner geistigem Überfluß nach München verpflanzte Europäer nach anfänglichem Zaudern (in den Fünfzigerjahren) später so innig nahe kamen, ist eine Folge ihrer menschlichen Vorzüge. Zwei adelige Naturen fanden sich im Kampf gegen das Gemeine, in der vorbildlichen Vertretung des menschlich wie künstlerisch Echten. Damit weist der Briefwechsel beider Dichter, dessen erster Band jetzt bei J. F. Lehmann in München erscheint*, hoffnungsvoll in die Zukunft hinaus und wächst über das literarhistorische und biographische Interesse zu einer allgemeingültigen Angelegenheit.

Das persönliche Bild Storms wird ergänzt durch die überraschende Bekanntschaft mit seiner kritischen Fähigkeit und seinem literarischen Wissen, und Heyses Gestalt tritt zum ersten Male in Lebensgröße vor uns hin, mit ganz anderen Eigenschaften und Problemen ausgerüstet, als die künftige Literaturgeschichte diesen Lebendigen uns zu zeigen beliebte. Um beide Dichter, deren ganzes Lebenswerk hier, in feinsten und liebevollsten Urteilen gespiegelt, festgehalten ist, gruppieren sich die besten Köpfe der Zeit von Rugler, Fontane, Keller, C. F. Meyer, Mergel, Mommsen, Georg Brandes, Erich Schmidt bis zu den Leuchten des Schauspiels Sonnenthal und Lewinsky mit ihrer mehr oder minder deutlich hervortretenden Eigenfarbe.

Die Briefe, die hier folgen, stammen aus der Zeit, als Storm sein richterliches Amt verließ und mit vollem Bewußtsein den letzten Lebensabschnitt, sein an Ernten reiches Greisenalter, durch Übersiedlung nach Hademarschen, wo er sich ein „wohlmuschiefertes“ Landhaus gebaut hatte, begann. Dort besuchte ihn auch Heyse im ersten Jahre seines Aufenthaltes (1881). Heyse selber steht in diesen Jahren auf dem tiefsten Punkte seiner Lebenskraft. Nachdem sich das Grab über einem dritten Kinde, seinem begabtesten Sohne Wilfried, geschlossen hat und viel anderer Gram noch über ihn hinweggegangen ist, lebt er bis ins Jahr 1882 hinein recht kümmerlich, von körperlichen Leiden geplagt. Umso bewundernswerter ist seine seelische Kraft, mit der er, ähnlich wie Storm den Lebenskummer an seinem verderbenden ältesten Sohne, alle Hemmnisse überwand, nur dem einen obersten Gesetze der Persönlichkeitsentwicklung sich unterwerfend.

Storm an Heyse.

Husum, 22. Oktober 1879.

Dein Brief, liebster Freund, hat eine lebhafteste Sehnsucht nach Dir in mir erregt; wir sind in so manchen Dingen Schicksalsgenossen; wie gut würde es tun, einmal persönlich beieinander zu sein! Deine Vaterorgen kann wohl niemand stärker mitempfinden, als ich, der ich in fast gleicher Lage bin. Sollte die künstlerische Anlage oder Tätigkeit die Nachkommenschaft beeinträchtigen, sollte da was verbraucht werden, was jenen zugute kommen müßte? Nachdem sich Hans, trotz anerkannter Leistungsfähigkeit als Arzt, in seinem Wohnort unmöglich gemacht, habe ich ihn nach für meine Verhält-

* Er umfaßt die Jahre 1854 bis 1881. Der abschließende zweite Band (1881 bis 1888) soll Anfang des kommenden Jahres herausgegeben werden.

nisse ungeheuren und vergeblichen Geldopfern Konkurs machen lassen müssen. Jetzt ist er Arzt auf dem schönen Schiffe „Santos“ auf der Hamburg-Süd-amerikanischen Linie. Für einen jüngeren Mann eine vorzügliche Stellung, freie Station, zwei schöne Zimmer, alles aufs Opulenteste, und 120 Mark monatlich. Aber wenn er sich nicht danach führt, so ist es natürlich mit ein oder zwei Reisen (jedesmal ca. zwei Monate) vorbei. — Und wir dürfen uns es nicht verhehlen, — nur der Tod ist hier das Ende. Ich trag es nun schon viele Jahre; und die besten Freuden haben, wie Du sagst, nicht mehr die Kraft mich zu erfreuen; beim Ausbrechen des Frühlings, beim Nahen des mir sonst noch immer den ganzen Kinderfrieden bringenden Weihnachtsfestes ist es verhängnisvollerweise stets am schlimmsten aufgetreten. Übermorgen feiern wir im großen Familienfeste die Hochzeit meiner Lisbeth. Es wäre so ganz erfreulich; aber die Angst sitzt schon in mir: ein paar Tage danach wird Hans wieder in Hamburg sein; wie wird es dann werden? Und dann — können die armen Jungen was dafür, daß sie nicht anders sind, als sie vielleicht nur sein können? Das herzerreißende Erbarmen ist vielleicht noch schlimmer als der Zorn, von dem man mitunter befallen wird. Und beides ganz vergeblich. Und dann: Ist auch eine culpa patris dabei? — Aber auf dem Papier nicht weiter. — — Ich habe mich entschlossen, nach Neujahr meinen Abschied zu nehmen, und Anfang Mai nach Hademarschen zu ziehen, und dort sogleich den Bau meiner Altersvilla zu beginnen. Wenn ich das Haus schuldenfrei aufgesetzt und den großen Garten völlig eingerichtet habe, wird mir freilich nur eine feste Einnahme von ca. 1500 r pr. Jahr bleiben; für eine Familie mit noch vier Töchtern allerdings recht knapp. Aber etwas wird meine Feder ja wohl noch erwerben, obgleich es mit meinen Kopfnerven keineswegs ganz richtig ist, und jedenfalls — ich mag nicht mehr die Amtskarre schieben. Ob dieser Umzug richtig ist, weiß ich nicht; zwei Menschen werde ich bitter vermissen: meinen jüngsten Bruder, den Arzt, und Graf Reventlow, den hiesigen Landrat (ein Mensch, schroff, brunnentief und von bedeutendem Geist und Wissen) auch dessen schöne geistig ebenbürtige Frau. Seit über 12 Jahren leben wir in herzlichem Verkehr. Mancher Wintermonat wird auch später hier noch verlebt werden; es sind von hier nach Hademarschen auch nur 2½ Stunden Eisenbahn. Dort habe ich auch ein brüderliches Haus, wo die mir sehr liebe Frau die Schwester der meinen ist. Auch dem Verkehr mit Kiel und Hamburg bin ich näher gerückt. Und vor allem, mich umgibt die anmutigste Gegend.

Und nun endlich komme ich dazu, Dir für Deine Verse aus Italien zu danken, in die ich mich nach und nach hineinlese. Es ist diesmal eine besonders reiche Gabe, und was an schmerzlicher Totenklage darin ist, hat tiefen Widerhall bei mir gefunden. „Vielleicht, daß zweier Wanderer tief verarmt die Bettlerfreundin Sonne sich erbarmt.“ „So reisen wir ins Land hinein“, „Mitternacht ist da, wo ich wehrlos bin“, die Vision „Der Mond stand überm Palatin“, die „Rispetti“; ich habe alles gelesen, wiedergelesen und den Meinen vorgelesen. Das menschlich Tiefste und künstlerisch Vollendetste scheinen mir die Sonette: „Weihnachten in Rom.“ Dir werden die Verse so leicht, daß Du tiefer wirst

in je schwierigerer Form Du Deinen Inhalt ausprägst. Alles in dem inhaltsreichen Buche habe ich bei dem jetzigen Geschäfts- und anderem Trubel mir noch nicht zu eigen gemacht. Mit besonderem Behagen habe ich die Episteln wiedergelesen, vor allem die an Scheffel; trefflich ist auch die an den Gymnasialprofessor, womit ich natürlich völlig übereinstimme, besonders auch mit dem schönen Maß, das Du dabei inne gehalten. Bei der „Judith“ ist mir der Schluß zu faunisch. Doch ich muß nun erst in guten Stunden weiterlesen. Nur schade, daß wir beide stets so Düsteres zu Markte bringen. Petersen hat mir in puncto „Ekenhof“ darüber neulich ein großes Klage lied gesungen. Er will alte freundliche Geschichten von mir, wo er den Tabak unserer Altvorderen riecht.

25. Oktober.

Die Hochzeit unterbrach den Brief; nun ist der fast dreitägige Trubel vorüber; das neuverbundene Paar zu gemeinsamem Geschick entlassen. Bei der anerkannten Trefflichkeit beider, der warmen reichen Teilnahme hier und von auswärts, war dies Familiensfest ein wirklich erquickliches. In meinem Herzen ist dabei immer der Toast von Martje Flors: »Up dat et se wull gaa up äre olen Dage!« der so telegraphisch verstümmelt von mir seinerzeit auch Deiner jungen Guts herrin dargebracht wurde.

Daß Dir mein „Ekenhof“ gefallen, hat mich recht erquickt, zumal ich einen so grausam kritischen Sohn habe, dem sein Vater es immer noch nicht gut genug macht. Oftmals aber hat er leider recht, und vieles in meinen letzteren Sachen ist auf seine Veranlassung so wie es jetzt dasteht. Bei „Ekenhof“ hat er darin recht, daß es wohl nicht deutlich genug ausgedrückt ist, weshalb in der Nachtszene Herr Hennicke zu Boden stürzt. Tu mir den Gefallen, da ich in der erst zu korrigierenden Oktavausgabe noch einen entsprechenden Drucker aufsetzen kann und schreib mir nach Empfang dieses per Karte, wie Du es verstanden. Ich habe nur an die „Schattenhände der toten Frau“ gedacht, die hier den Schlafenden beschützen; es könnte aber auch der Grund darin gefunden werden, daß er die Geschwister hier so beisammen findet; — aber es ist dunkel.

Sei so freundlich mir zu sagen, wie es auf Dich wirkte. Und jetzt wollen wir für heute schließen. Nur noch die herzliche Bitte: Schone Dich! Das es schwer fällt, weiß ich. Mir stehen in meinen Zukunftsge danken auch Tage des Zusammenseins mit Dir, womöglich mit unseren beiden Frauen; aber dazu müssen wir ja doch beide leiblich gesund sein.

Und so grüßen wir Euch, ich und meine Frau, die mit innigster Teilnahme Deinen Brief mit mir gelesen. War es ja doch fast, als blickten wir in einen Spiegel.

Herzlich Dein

Th. Storm.

*

Henze hatte in seinem vorhergehenden Briefe Familiensorgen erwähnt, die denen Storms verwandt waren. Das Tagebuch aus Italien sammelt die Totenklagen Henzes über seinen hoffnungsvollsten Sohn Wilfried, dessen Verlust weder er noch seine Gattin lebenslang verwunden haben.

In dem Reisebrief „An N. N., Gymnasialprofessor in K.“, verteidigt sich Heyse in glänzenden Hexametern gegen den Vorwurf, seine Hexameter hätten nach seiner früheren Dichtung „Thekla“ sich bedenklich von den metrischen Regeln verirrt.

Das Terzinengedicht „Die Judith des Christofano Allori“ (Palazzo Pitti in Florenz) wird später dem ersten Bande der „Epischen Dichtungen“ einverleibt.

Wilhelm Petersen ist der gemeinsame Schleswiger Freund, der auch Storms briefliche Beziehung zu Gottfried Keller veranlaßt hatte.

Martje Flor ist eine Gestalt der Stormschen Erzählung, „Eine Halligfahrt“. Den mit diesem Toast verknüpften Vorgang hat Detlev von Liliencron in zwei Gedichten verwertet.

Heyse an Storm.

Nein, liebster Freund, wenn das Ei auch manchmal klüger ist als die Henne, diesmal würde ich mir mehr glauben, als dem geneigtesten Sohn und Leser. Jener Moment ist dunkel wie er sein und bleiben soll, damit die Phantasie des Lesers ihr Lichtchen anzünden und in die Geheimnisse dieser Nachtstunde hineinleuchten möge. Es ist mir beim Lesen und Wiederlesen genau derselbe Eindruck gekommen, daß eben alles zusammengewirkt hat, um den furchtbaren Altan zusammenbrechen zu machen. Er findet den, dem er ans Leben will, in zwiefachem Schutz, durch Geistes Hände und die entsetzt abwehrenden Arme des einzigen Wesens, das er liebt. Was bliebe da noch zu erklären oder aufzuhellen? Sind wir doch auch durch den Gang der Erzählung auf eine Höhe gebracht, wo wir nun mit dichten, und welche andere Wendung könnte unsere Phantasie diesem Schicksal zu geben wünschen? Hier wäre jeder Strich mehr vom Abel.

Laß Dir noch sagen, wie sehr mir Dein herzliches Verstehen meiner Nöte wohlgetan hat. Ich wußte wohl, warum ich gerade Dir davon schrieb. Es gehört nicht nur guter Wille zur Freundschaft, auch Talent und Seelenkunde und Erlebnisse ähnlicher Art. Der treffliche Petersen, der doch wahrlich das Herz auf dem rechten Fleck hat — während er sonst über meine Sachen leichteren Kalibers eingehend zu sprechen pflegt, ist er an dem „Tagebuch“ vorbeigegangen wie an einem Spukort, dem man lieber nicht zu nahe kommt. Liliencron, ein so feiner und warmherziger Mensch, hat mir neulich eine recht wohlgemeinte Predigt geschrieben, daß ich doch nicht zu sehr der Nachtseite des Lebens mich zuwenden, sondern etwas recht Helles und Erquickliches unternehmen sollte. Als ob unsere Sachen wie Früchte wären, die der Konditor einmacht, damit sie seinen Kunden recht süß auf die Zunge tun. Wir müssen ja unsre Lebensfrüchte vom Baume brechen, herb oder süß, je nachdem das Jahr sie reift. Erst dann sind wir treue Söhne der Natur, die ja auch kein Schelm ist und nicht mehr gibt als sie hat. Aber freilich gilt die Kunst noch immer so vielen nur als eine „Erholung“. Basta. Davon ließe sich viel sagen. Ich habe es überdies nicht an mir fehlen lassen; das Letzte, was ich meiner an brüchigen Kraft abgerungen, sind zwei „heitere“

Novellen. Du wirst die talentvolle Mutter gelesen haben, die Romulusenkel schwerlich. Die vielleicht eben darum mich ganz fremd ansehen und auch wohl die Spuren der Selbstüberwindung, der sie entstammen, nur zu deutlich an sich tragen. Nun hab' ich geschworen, nichts mehr zu machen, wobei ich nicht mein Alles einsetze.

Noch einen nachträglichen Glückwunsch zu der Frau Tochter. Ein frohes Fest wieder einmal zu feiern, täte mir auch von Herzen not. Unsere Hochzeit im vorigen Jahr war's nur halb.

Warum mich nur das Glück nicht freut,
Das Trost für so viel Kummer beut?
Der Strahl, der Sturmgewölk durchbricht,
Tut dir nicht wohl: die Sonne sticht.

Aber laß mich wieder gesund werden, lieber Freund, und ich werde mich auch der Sonne wieder freuen lernen.

Lebwohl! In alter Treue

Dein

Paul Henje.

München 29. Oktober 1879.

*

Rochus von Ziliencron, als Volksliedsammler und Begründer der Allgemeinen deutschen Biographie bekannt, stand gleichfalls beiden Dichtern nahe. Mit Petersen weilte er, in der Nähe ansässig, oft in Storms Hause.

Storm an Henje.

Husum, 24. Dezember 1879 morgens.

Mein lieber Henje!

Es ist Weihnachten, mein liebstes Fest; aber auch das, wo sich allmählich immer mehr entschlafene Augen zu mir drängen und mich anschauen „aus der Erinnerung Dürster“, aus dem Nichts. Unten steht der Tannenbaum, geschmückt durch unsre Hauskunst. Er soll nicht angezündet werden, ohne daß ich Dir wenigstens einen Gruß sende; denn von den fernen Freunden denke ich zunächst an Dich, so wenig wir Aug' in Auge uns im Leben gegenüber gewesen; als mehr Gelegenheit dazu war, kannten wir uns zu wenig, vielleicht hatte das Leben das noch nicht in uns fertig gebracht, was uns später zusammengeführt hat.

Mögest Du denn in so viel Gesundheit und zufriedener Stille des Gemütes mit den Deinen diesen Abend verleben, daß die Kerzen am Weihnachtsbaum nicht vergebens für Euch angezündet sind! Mir ist diesmal recht schwer ums Herz; der beabsichtigte nahe Abtritt vom Amt, das Fortziehen von hier, eine Art Verarmungsangst, die mich mitunter befällt (denn mir wird außer dem freien eigenen Hause nur eine feste Einnahme von 1400 bis 1500 Thaler bleiben und mir ist, als sei meine poetische Produktionskraft für immer erschloschen), als wäre ich im Begriff, den Schritt ins Nichts hinauszutun — das alles erzeugt mir eine höchst unbehagliche Stimmung, die ich jedoch mutig bekämpfe; denn schließlich wird es ja nicht so schlimm. Es soll Dir auch nur eine beiläufige Kunde von meinem Gemütszustande in dieser Übergangsperiode geben; ich werde schon damit fertig werden.

Deine „Talentedvolle Mutter“ habe ich gelesen. Wären wir jünger und wärest Du Goethe und ich Merck, so würde ich Dir gesagt haben: „So etwas darfst Du nicht wieder schreiben zc.“; jetzt dachte ich nur: Er ist müde gewesen, recht müde; ich wollte, er hätte es nicht geschrieben; aber — wir armen Menschenkinder — er sollte sich ja auch für seine Badereise ausrüsten; und wie Du selbst zu sagen pflegst: »Transeat cum ceteris!«

Du bist ja jung, mein geliebter Freund, das wird, und hoffentlich bald, noch wieder anders; vor Dir liegt hoffentlich noch eine Zeit glücklichen Schaffens.

Von meinen Kindern ist mein Sorgenkind auf seiner zweiten Reise als Schiffsarzt, Ernst bei seinen Examensarbeiten in Kiel und heute Abend bei Verwandten, meine junge Frau Pastorin mit ihrem trefflichen Mann glücklich in ihrem Heim; aber mein „stiller Musikant“ aus Barel ist schon gestern mit neuen Liedern und mit der kindlichen Heiterkeit, die ihm die Herzen gewinnt, wie ein Sonnenschein ins Haus gebrochen, ausgerüstet mit frohem Lebensmut und neuen Liedern, die er uns singen wird.

Und so laßt uns denn Weihnacht feiern!

Meine geliebte Frau grüßt Euch mit mir.

Dein

Th. Storm.

*

Johann Heinrich Merck (1741—1791) aus Darmstadt ist der bekannte „Mentor“ des jungen Goethe, von dem der Mephisto des Faust einige Züge tragen soll.

„Der stille Musikant“, nach der Stormschen Novelle, zu der er Pate stand, so benannt, ist der jüngste Sohn Karl, der unter Überwindung seiner jugendlichen Weichheit ein tüchtiger Gesangslehrer in Barel wurde, wo er 1898 starb.

Henze an Storm.

Was gäb' ich drum, liebster Storm, wenn ich Oberamtsrichter in Husum wäre! Wie oft habe ich meinen in der Freiheit verwilderten Nerven ein solches gelindes Gängelband gewünscht und mir eingestanden, daß das beneidungswerteste Geschenk der Götter, die unumschränkte Selbstherrlichkeit, eine geheime Tücke in sich birgt. Ich Amtloser habe nie einen Feiertag gekannt. Nun blüß' ich's. Und Du willst nun abdanken, um nichts zu regieren, als Dich selbst. Ich kann nicht umhin, in der Ferne meinen weißen, durch Schaden nur zu spät klug gewordenen Kopf dazu zu schütteln. Sich selbst angehören ist eine schöne Sache, wenn man jung ist und an sich selbst genug hat. Jetzt, da ich mir selbst zur Last werde, sehe ich mich oft vergebens nach einem Menschen oder einer Pflicht um, die mir diese Last abnehmen möchten. Und vollends auf dem Lande — falls man nicht die mütterliche Erde bobus exercet suis — wie vieles fehlt da, was in der Stadt die langen Stunden der Muße wohlthätig unterbricht und belebt. Mir ist München viel zu dorfsstill, ich begegne, wenn ich mir entrinnen will, nichts neuem, zu dem ich meine Zuflucht nehmen könnte. In Paris oder Rom flanieren ist eine Art Tagewerk. Die Brienner-

straße oder die Sahara macht keinen Unterschied für eine melancholische Phantasie. Aber es ist töricht, dies alles zu schreiben. Ich kenne Deine Wünsche, Bedürfnisse, Ausichten und inneren Quellen viel zu wenig. Nur wenn man sieht, daß ein guter Freund die Birne wegwirft, die einem in Ermangelung eines frischen Trunkes den Durst beschwichtigen könnte, kann man ein Oh! Oh! nicht zurückhalten.

Das Neue Jahr hat mich auf dem alten Fleck gelassen. Ich plane eine rasche Reise nach Berlin, dort einen Nervenspezialisten zu konsultieren. Wasser tut's freilich nicht, das habe ich nun erfahren. Es fehlt mir an der letzten nachhaltigen Schwungkraft. Ich kann wie ein lahmes Huhn allenfalls auf den nächsten Zaun flattern, aber meine Ziele liegen höher. Was Dein „Merck-Zeichen“ wegen des römischen Novellchens betrifft, so irrst Du doch, wenn Du Dein Ungenügen meiner „Müdigkeit“ zuschreibst. Ich selbst bin mit dem Ding nicht zufrieden, weil ich einem ganz anderen Falken für diese Geschichte nachjagte und mich, da er unerreichbar blieb, mit einem Späzen zufriedengab. Dieser Spaß aber ist ganz munter, und es muß auch solche Vögel geben. Dir wird es hier ähnlich ergangen sein, wie mir mit einigen Deiner Sachen, bei denen die Lokalfarbe das Beste ist, während das novellistische Problem nicht gerade in die Tiefe führt. Ich entsinne mich unserer Zwiesprach- und Zwiespältigkeit in Sachen Pole Poppenspälers. „Das Beste dieser Art ist nur Schattenspiel und das Schlechteste ist nichts Schlechteres, wenn die Einbildungskraft nachhilft.“ Die läßt Dich nun freilich im Tal der Egeria so im Stich, wie mich in der holsteinischen Kleinstadt. Indessen ist all solche Landschaftsmalerei oder Interieurphotographie mit Staffage freilich ein geringes Genre. Größere Ansprüche macht meine zweite Römerin „Romulusenkel“, und eben darum denke ich mit peinlicher Unzufriedenheit an den dankbaren Stoff, dem ich nur bei ganz rüstigem Humor gewachsen gewesen wäre.

Petersens lebenswürdige Morgenwanderung wirst Du gelesen haben. Rede ihm doch auch zu, noch eine Hand daran zu legen, eine kleine Höhe hinein-zudichten. Das Erlebnis wird ja darum nicht des Reizes der Wahrheit entkleidet, wenn die Phantasie es verklärt und typisch ausgestaltet. Er wird gewiß mehr dergleichen machen, weil erleben, und zuletzt kommt ein Bändchen Idyllen zusammen, das bleibend erfreuen kann, wenn er den Mut seines Talenten hat.

Rämen wir doch einmal wieder zusammen! Es häuft sich so vieles an, wovon lieblich zu plaudern wäre, ich könnte Dir all meine Töpfe beim Feuer zeigen und Dich kosten lassen, was darin gekocht wird, und du bliesest vielleicht hie und da in die Kohlen, daß etwas gar würde. In diesem Jahr freilich kommt's wohl zu keiner rechten Flamme. Aber ich kann nicht glauben, daß jenseits des halben Jahrhunderts nicht noch allerlei ergiebige Tage, Wochen und selbst Jahre mir beschert sein sollten, da der erste Schnee mir noch immer nicht aufs Haupt gefallen ist.

Leb' wohl, Teurer. Grüße Dein ganzes Haus von dem meinigen. Und bleib' mir treu. Dein alter

München, 15. Januar 1880.

Paul Henze.

Den Falken nennt Henje nach seiner Novellentheorie die starke Silhouette, im Keim schon das Neue, psychologisch Fruchtbare, das die einzelne Novelle von jeder anderen grundsätzlich unterscheidet. Er baut diese berühmte Theorie auf das Beispiel einer Novelle Boccaccios auf, in der ein Falke das artbildend Novellistische ist.

Am 7. Januar 1880 hat Petersen an Henje über die kleine Dichtung „Morgenwanderung“ geschrieben: „Gedruckt wurde es lediglich zu dem Zwecke, um ein pädagogisches Samenkorn zu säen.“

Diese Briefe stammen aus einer schweren Leidenszeit Henjes. Er litt an Nervenschmerzen, die ihn am Gehen hinderten und erst nach langen Kuren verschwanden.

Storm an Henje.

Hademarschen bei Hanerau (Schleswig-Holstein),
am 1. Pfingstsonntag 1880.

Mein herzlich lieber Freund, da bin ich endlich wieder, und in der Überschrift hast Du den Namen des Ortes, wo der letzte Akt meines Lebens soeben begonnen hat; ein grünes großes Kirchdorf, in der Nähe eines anmutigen Ortes, welcher eine Gutsherrlichkeit in sich schließt. Mein freundliches Landhaus, unten mit drei geräumigen Wohnzimmern, Veranda, Terrasse und weiter Schau ins Land hinaus, oben meinem Arbeits- und fünf Schlafzimmern, steht im Gemäuer fertig und wird über acht Tage gerichtet; indessen wird eine geräumige Interimswohnung benutzt. Meine Amtsentlassung habe ich zum 1. Mai dieses Jahres erhalten, in jeder Beziehung so rücksichtsvoll, als wären lauter freundliche pietätvolle Hände beschäftigt gewesen, mich so weich als möglich zu betten, was, ich bekenne es, mir wohlgetan hat. In Husum ist das Geschrei über unsern Fortgang groß und ich weiß wohl, man wird uns in vielfacher Hinsicht entbehren. Ich in erster Linie nur drei Menschen, meinen jüngsten Bruder den Doktor med. Emil Storm und den dortigen Landrat, Grafen Reventlow und Frau; auch mit den letzteren, ungewöhnlich bedeutenden Menschen, haben wir viele Jahre in inniger Freundschaft gelebt und vielfache geistige Anregung dort empfangen. Du magst mit Recht fragen: Warum seid Ihr denn fortgegangen? Und ich kann es Dir kaum beantworten. Den ersten Antrieb gab ein angenehmer Ferienaufenthalt hier im Hause des nach mir kommenden Bruders Johannes, des großen Holzhändlers, und der Wunsch meiner Frau, mit dessen Frau, ihrer sehr geliebten Schwester, zusammen das Leben auszu- leben. Dann war ein schön gelegenes Grundstück zu Kauf; ich kaufte es in dem Gedanken, „in der Lage ist es jeden Tag den Kaufpreis wert“. Dann wurde im Herbst (1878) doch vorläufig der große Garten angepflanzt, dann zog eins nach dem andern, die sehr anmutige Gegend, dabei die Eisenbahnstation vor der Thür, näher an Kiel und Hamburg als Husum, das viel wohlfeilere Leben für einen Pensionierten zc. Genug, ich bin jetzt hier und hoffe von hier aus noch vieles zu bestreiten, insbesondere auch Dich nebst der Deinen noch einmal auf einige Sommerwochen bei mir zu sehen, was Euch keinen Schaden bringen wird.

Das Quartal, was diesem ersten Mai vorausging aber war schauderhaft; die widerwärtigen Vorbereitungen zum Amtsabtritt, dortigem Hausverkauf, Lösung aller Verhältnisse &c. Ich hätte kaum „Herein“ rufen mögen, wenn ich gewußt, mein bester Freund klopfe an die Thür. Hoffentlich hast Du in dieser Zeit meiner Stummheit noch keinen Strich über diesen gewissen Th. Storm gemacht.

Es ist 12 Uhr mittag; um 2 Uhr müssen wir nach dem Bahnhof; denn der Zug bringt uns den Bruder Doktor mit Familie von Husum, im Hause des Bruders Johannes, wo an erwachsenen Kindern ein Sohn und zwei Töchter, mit sehr liebe Nichten, leben, wird es zum lieben Pfingsten so voll, daß ausquartiert werden muß; denn vier auswärtige Söhne treffen ein, der eine noch mit drei jungen Freunden. Ich hoffe mich unter all der Jugend recht heiter zu bewegen. Die Familienfeste hat man nur, wenn man in seiner Heimat lebt, worunter ich hier nicht sowohl Husum, als unser ganzes Land verstehe.

26. Mai.

Die Pfingsttage mit dem schönen Morgen im ganz nahen Buchenwalde sind längst vorüber und der Brief liegt noch. Ich muß oft an Deine Nervenleiden denken; selbst das Briesschreiben erschöpft mich, vielleicht auch die vielen Stunden im Freien; das letzte Halbjahr hat mich, wie ich fürchte, ein unverhältnismäßiges Stück weiter abwärts gebracht auf der ja ohnehin geneigten Ebene, so daß ich vor den zwei Unterrichtsstunden, die ich meinen beiden Jüngsten wöchentlich erteile, eine förmliche Scheu habe und meinen Neubau oft mit nicht sehr außerbaulichen Gedanken betrachte. Denn ganz für Andere möchte ich diese freundliche Erdenwohnung doch nicht aufgerichtet haben. Nun — es geht wohl noch einmal wieder aufwärts; bin ich doch des täglichen stummen Kampfes mit einem tüchtigen, aber durch unbarmherzige Überlast (Folge der neuen Gesetzgebung) erdrückten Subalternbeamten ledig! Eine böse Gense für mich.

Am Sonnabend hättest Du mich nach der Richtefeier und dem ganz alten, durch den Zimmermeistergesellen trefflich von der Spitze des Hauses vorgetragenen Bauspruch zwischen meinen beiden Meistern beim behaglichen Trunkesigen und hernach unsere Damen mit Meistern und Gesellen einen Ehrentanz machen sehen sollen! Es war ein wahres Volksfest, d. h. auf meine Kosten; aber meine Schleswig-Holsteiner und ich — einerlei, ob in Husum oder hier, — wir, meine ich, gefielen uns gegenseitig und in der Erinnerung der Kinder wird der Tag gewiß ein unvergeßlicher. Einige Angsttage machte mir hier auch mein Altester, er hatte plötzlich seine Schiffsarztstelle gekündigt und das Schiff in Hamburg verlassen, ohne sich um seine Effekten zu kümmern, die nun bei dessen Abfahrt von einem Verwandten zurückbehalten worden. Dann tauchte er nach einigen Tagen wieder auf; er wollte sich in Altona domicilieren. Glücklicherweise ist man ihm seitens der Gesellschaft nachgelaufen, so daß er nun auf einem andern Schiffe derselben wieder in See ist. Die Tag auf Tag hierüber eintreffenden Nachrichten waren meine erste Unterhaltung hier.

Ich habe viel von mir selbst gesprochen, liebster Freund, möchte nun aber von Dir hören. Kannst Du, so schreib einmal; daß Du in Berlin warst, las ich in der Zeitung.

Da erhalte ich eben von meinem Ernst aus Berlin die Nachricht per Telegramm „Bestanden“, d. h. das Assessorexamen.

Und nun muß ich damit hinüber zu meiner Frau, die mit ihrem Spinnrad drüben in der Veranda des brüderlichen Hauses sitzt. Mir zittert die Hand etwas, mein lieber alter Paul.

So werde ich diesen geliebten Jungen nächstens mit Freude hier empfangen.

Grüß' Deine Frau von uns recht herzlich; meine letzten Novellen wirst Du nun wohl endlich bald in der Oktavausgabe erhalten; sie sind noch nicht da.

Also herzlichen Gruß und schreib einmal Deinem alten Th. Storm.

*

Ernst Storm (1851—1913) lebte später als Rechtsanwalt in Husum und tat sich auch politisch hervor.

Henje an Storm.

Dein Brief, liebster Storm, hat mich hierherbegleitet. Dein schönes Buch ist mir nachgereist. Ich hätte früher für beides gedankt, aber meine erste Woche unter den alten Fichten der Luisenburg war bang und trübselig, da ich mein Weib in Karlsbad mit ihrer Schwester sehr niedergeschlagen verlassen hatte, und bei meiner Frau Tochter statt einer fröhlichen Taufe der kleinen Margarethe (geboren am 1. Mai) ein Krankenbett fand, von welchem die junge Mutter im besten Fall nicht vor sechs Wochen aufstehen sollte. Nun sind wenigstens die größten Sorgen verschwunden und an manches Unverswindliche hat man sich ein wenig gewöhnt. Du sollst endlich meinen Glückwunsch haben zu dem Einlaufen in Deinen Hafen, von wo aus Du doch wohl noch manchmal in See gehen wirst. Mich treiben Wind und Wellen mehr als mir lieb ist und doch muß ich mir's lieb sein lassen, da die einzige Würze der Ruhe, die Arbeit, die recht mannhafte, bei der es hartes Holz zu spalten gibt, mir noch immer versagt ist. Ich war in Berlin bei dem dortigen Nervenorakel, Westphal, einem Jugendbekannten, der mir den besten Trost gab. Diese Erschöpfungszustände heilten sich aus durch Geduld und Brachliegen, zwei Künste, in denen ich es mein Lebtag nicht weit gebracht habe. Zum Glück hat mir meine gute Mutter einen schönen Notpfennig an Saft und Kraft mit ins Leben gegeben, und wenn ich nur ein wenig haufen lerne, da ich sonst fröhlich verschwenden durste, komm' ich um den Bankrott wohl noch herum. Ich bin heuer doch ein anderer Gast in diesem Hause, als vergangenes Jahr, und der Doktor stellt mich meinen Nebenamphibien als ein Muster hin, wie man sich aus dem feuchten Handel zu ziehen habe. Auch gearbeitet hab' ich, ein wenig, mein altes Schorndorfer-Stück, das ich im vorigen Frühjahr nicht zwingen konnte, gerettet und etwas Novellistisches zustande gebracht. Nun hilft mir über

den langen Tag der verdeutschte Ariost meines alten Kurz, der mit den höchst kuriosen Doréschen Bildern deutsch erscheinen soll, und zur Strafe meiner Sünden bin ich genötigt — ille ego qui quondam — dem alten mutwilligen Phantasten die züchtigsten Schürzen von Feigenblättern zu verfertigen, wo er allzu munter sich zeigt, wie ihn Gott geschaffen hat. Es soll aber ein Prachtbuch werden, das in den Familien Eingang findet. Schöne provenzalische Geschichten spuken nebenher an mir vorbei und ein Lieblingsstück, das ich nun schon zweimal geschrieben habe und noch immer nicht so gut und schön, wie es werden muß. Du siehst, lieber Freund, die Großvaterschaft hat mich noch nicht in die „Austräger“-Stimmung gebracht und manchmal wundere ich mich selbst, daß der alte Mann noch so viel Blut hat.

Deine gute Zeitung in betreff Deines Assessors kann ich mit gleicher über meinen Forstgehilfen erwidern. Ich besuchte ihn auf der Fahrt nach Karlsbad und fand ihn auf dem Wege, ein tüchtiger Mensch zu werden. Das Stück Welt dort hätte Dir gefallen, die endlosen Wälder, zwischen denen große stille Weiher liegen, alles um ein mächtiges Berg- und Hüttenwesen gelagert, ein kleines Reich für sich. Aber Du wirst nun ohne Not keine Ausflüge in unseren fernen Süden machen, und ich — wie soll ich zu Euch gelangen, da das Reisen meinem lieben Weibe übel bekommt, ich aber ohne sie nirgend recht gedulden will. Und doch habe ich oft lebhaftes Verlangen, Dein Haus zu sehen und auch meinem alten Geibelino einmal wieder die Hand zu drücken.

Dein Buch ist mir gleich von schöneren Händen abgenommen worden, und da ich die drei Geschichten schon kenne, gedulde ich mich wegen des Wiederlesens bis erst wirkliches Hängemattenwetter eintritt, der Waldboden seine Nässe verdampft hat und das Heidekraut wieder seinen warmen Duft ausströmt. Dann werde ich besonders meinen teuren Ekenhof mit Wonne wieder durchwandern. Von mir erhältst Du erst zu Weihnachten einen neuen Band, der sehr gemischte Gesellschaft bringt. Aber ein Novellist darf nicht „kiesätig“ (empfindlich) sein, sondern muß die Stoffe und Motive verknuspern, wie sie ihm das Leben aufsticht.

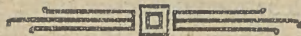
Und jetzt hatt' ich schier kurwidrig lange mit Dir geplaudert. An Freund Petersen schreibe ich allernächstens eine Karte. Einstweilen grüße Du ihn, und vor allem Frau und Töchter, und laß uns Schönes von Dir lesen, und bleibe der Alte

Deinem ältesten

Paul Henje.

Alexandersbad bei Wunsiedel, 16. Juni 1880.

(Schluß folgt.)



Feuilleton.

Wiener Unterhaltungen an der Wende
des achtzehnten Jahrhunderts.

Von Frig Lemmermayer.

In jenem jungen Frühling neuen Wandens war es in mehr als einer Beziehung eine Freude zu leben. Todreifes begann abzufallen und allenthalben zeigten sich Keime der Neubildung. Der Wiener Bürger erkannte oder ahnte es und war dessen froh. Wie er seinen Tag verbrachte, werde an der Hand eines alten Schriftstellers in allgemeinen Umrissen gezeigt.

Man hat sich den damaligen Wiener Bürger als behaglichen und gemächlichen Mann vorzustellen, nicht groß, ein wenig zur Fettleibigkeit neigend. Sein Anzug war sehr einfach, ohne jeglichen Prunk und nicht über seine Mittel hinaus. Er trug einen langen, lichtgrauen Frack von schlichtem Tuch mit Leinwandfutter, ein kurzes, enges Beinkleid von demselben Stoff oder etwas dunkler, eine lange weite Weste aus rotem oder schwarzem Kaschmir, eine weiße Halsbinde, vorn mit zwei Zipfeln. Ferner trug er weißgewirrene Strümpfe und starke Schuhe oder hohe Stiefel mit Kappen. Der graue Frack währte sechs Jahre, die Stiefel währten ein Achteljahrhundert, und besaß er, was selten der Fall war, einen Mantel, so währte dieser ein Vierteljahrhundert. Endlich hatte er eine Uhr aus Silber und eine Frankfurter Erbdäpselfdose mit Brügger und Schwarzebeiztem. Er bewohnte in einem Hause, das wie für die Ewigkeit gebaut war, noch keine finsternen „Licht“höfe, sondern nur einen lichten Hof und dahinter meist ein Gärtchen hatte, etwa drei geräumige Zimmer mit breiten Pfeilern und tiefen, traulichen Fensternischen. Durch die Wände hörte man das Rauspern des Nachbarns nicht. Die Zimmer waren schneeweiß, von den blanken Dielen auf mit einer schuhhohen gelben Bordüre angestrichen, eines zuweilen auch mit grüner oder blauer Malerei, zwei, drei Gulden kostend. Die Möbel aus massivem Eichenholz, schwer und bequem, wurden von Jahr zu Jahr schöner, dunkelfarbiger und spiegelglatt vom Bohlen. Sie währten ein Jahrhundert. Die Sessel waren mit Rohrgeflecht oder Leder überzogen, das lange, breite Bett war hochaufgepolstert, an den Fenstern hingen Vorhänge von grüner Leinwand, an messingenen Ringelschen laufend. Dann sah man noch einen mittelgroßen Familienpiegel, eine schwere Familientischuhr, ein paar glän-

zende Messingleuchter mit gegossenen Unschlittkerzen, unten mit einem grünen Streifen, zuletzt auf ein sogenanntes Prosfitchen oder Sparerl gestellt. Natürlich durfte die historisch gewordene Lichtschneuze nicht fehlen.

Die tägliche, von der Hausfrau mit Sorgfalt bereitete Mahlzeit bestand aus Suppe, Rindfleisch mit Gemüse und einer derben Mehlspeise; dazu eine Halbe Mailänder Bier oder weißes, voll Hopfensubstanz, die Maß 6 Kreuzer, oder ein Seidel Österreicher, die Maß 8 Kreuzer, mit Wasser vermischt. An Donnerstagen, Sonn- und Feiertagen gab es einen tüchtigen Kalbsbraten mit Salat, dazu eine Halbe 16er in geschliffener Flasche, zuletzt ein Täßchen Kaffee. Der Mann schämte sich dazumal noch zu rauchen und nach Tabak zu riechen; kam er einmal zu dem Genuß, so schmauchte er mit verzogener Miene aus einer langen kölnischen Confeise, blies kleine, bescheidene Böldchen, und spülte sich dann recht fleißig den Mund aus — denn er schämte sich. Nach Tisch verweilte er noch ein Stündchen bei seiner werthen Familie und ging hierauf — nicht ins Kaffeehaus, sondern zu seinen Geschäften. Nach Feierabend wandelte die gesamte Familie gemessenen Spazierschrittes um die Vastei oder aufs Glacis, die Kleinen bekamen etwelches Obst oder ein berühmtes Wiener Kipfel, mit den Größeren sprachen die Eltern über Geschäfts- und Hauswirtschaft, über die Welthandel der Gegenwart oder über die Schicksale der Zukunft. Wenn es acht oder halb neun Uhr schlug, begab man sich pünktlich nach Hause zum frugalen Souper und Schlag zehn solid zu Bett. Den lustigen Kasperl oder das National- (später Burg-) Theater gönnte man sich so alle vier bis sechs Wochen. Nachtleben kannte man nicht.

Am Sonntag gab es allerhand Lustbarkeit. Die einzig schöne Umgebung der Stadt lockte den naturfrohen Wiener hinaus. Selten ein Sonntag ohne Landpartie. Der Sommer, selbst der Frühling waren zu jener Zeit noch warm. Ging's nicht in den lebenswimmelnden Prater, so ging es, immer gesund zu Fuß, nach Schönbrunn, nach Weinhaus, nach Gerschof, nach Dornbach, Grinzing, Sievering, lauter nahe gelegene, schöne grüne Dörfer, reich an Gärten und Weingärten. Ein paar Maß Bier wurden getrunken, den Rettig, die Butter, das Hausbrot ließ man sich wohlfeil und

recht gut schmecken. Man schob Regal, wobei die Frau Liebste zwei Regal vor hatte und das Recht „anzuwandeln“. Wenn es zu dunkeln anfang, brach man auf, nach Hause, zu Bett. „Kinder, zu Bett! liebe Marie, zu Bett!“ Man ging natürlich wieder per pedes, denn von einer Elektrischen ließ man sich nichts träumen. Man hatte sich gut unterhalten und war zufrieden. Ein solcher Sonntag kostete im ganzen 47 bis 49½ Kreuzer. Man führte auch ¼ und ⅓ Kreuzer als Kurrentmünze mit sich, die man jeden Augenblick brauchte. Daheim aber steckte mancherlei Geld, ganze Ochsenblasen voll Groschen und Fünfer. Es war des Bürgers eigene Sparbank, und sein Herd war ein natürlicher, reeller Sparherd, weil die jetzigen Sparherde noch nicht erfunden waren. Dabei fiel es keinem ein, den Reichen zu spielen. Keiner wollte mehr erscheinen, als er war. Auch war der Bürger noch nicht „Herr von“, sondern bloß „Herr“.

Wenn das Leben auch still im gewohnten Geleise fortrollte, so gab es doch genug Gelegenheiten, wo es auf gar köstliche Weise unterbrochen wurde, zum Beispiel wenn Besuch aus der Provinz kam. Ein Bett für den Gast war immer im Hause bereit und auch sonst ließ sich der Bürger bei solchem Anlaß nicht spotten. Ein alter Brief, von einem Provinzler an seine Verwandten geschrieben, als er bei einem Vetter zu Wien auf Besuch weilte, gibt anschauliche Kunde. Der Schreiber — er sei Michel genannt — schildert einen in Herrlichkeit und Freuden verbrachten Tag.

Spät abends kam er in Wien an. Der Herr Vetter erwartete ihn, umarmte ihn und überwies ihn dem Bette. Zeitig am Morgen stand man auf, um ja nichts zu versäumen. Man legte den Sonntagsstaat an und begab sich aus dem Haus. Unten harrte ein Wagen. Die vorderen Räder waren sehr klein, die rückwärtigen sehr groß. Der lange, hohe, breite, vierfüßige Kasten schwebte auf zwei dicken Riemen, die nach Belieben straffer gezogen oder nachgelassen werden konnten. Bei jedem Luftzug neigte sich der Kasten hin und her. Die Länge des Gestelles, ohne die ebenso lange Deichsel, betrug zwei Klafter. Der Kutschbock, groß genug für dreie, ruhte unmittelbar auf der Achse, so daß der Kutscher den fürchterlichsten Stößen preisgegeben war. Die beiden Köhlein hatten so lange Stränge, daß der Raum zwischen ihnen und den Rädern wohl eine Viertelkloster betrug. Das war ein Fiaker. Er beförderte die beiden Herren zunächst in den Augarten.

Die Straßen waren schon voll Men-

schen, die alle demselben Ziel zuströmten; im Garten selbst, in allen Gängen herrschte ein förmliches Gedränge. Nur mit Mühe fanden die Vettern Platz an einem großen Tisch, um das Frühstück zu verzehren, jeder zwei große — damals war alles groß — Kannen Kaffee mit Milch und zwei feine Brote. Aus einer großen messingenen Dose voll gestoßenen Zuckers konnte man nehmen, so viel man wollte. Die Zecher betrug 12 Kreuzer. Angenehme Musik ertönte von etwa zwanzig Spielenden, durchaus Blasinstrumente. Man führte ausschließlich Sinfonien und klassische Stücke von den höchsten Meistern auf, Händel, Gluck, Mozart.

Nun lustwandelte Michel mit seinem Führer im prächtigen Augarten umher. Überall Gedränge, alles war festlich gepuht, doch war kein übertriebener Luxus zu bemerken, nur wenig Seide, Samt und Spitzen, Gold, Silber und Juwelen. Alles zeigte „besonnenen, selbstbewußten Wohlstand“, aber keine zur Schau getragene Verschwendung. Die Wienerinnen strahlten vor Schönheit und offenbaren gewinnende Anmut in jeder Bewegung. Man plauderte ganz laut und unbefangen, ohne den Anstand zu verlegen, man scherzte, lachte, sang sogar und war „außerordentlich gesprächig und heiter“.

Der Augarten, eine Schöpfung Kaiser Josefs, hatte damals seine goldenen Tage und seinen leuchtenden Ruhm. Auf den Bäumen tummelte sich ein Heer störender Nachtigallen, die der „Schäfer der Menschheit“ fort und fort ankaufen und ausstiegen ließ. Wirkliche und eingebildete Kranke tranken im Augarten ihr Mineralwasser. Den ganzen Tag über hatte er Besuch, Hunderte von Gästen. Und gar an Sonntagen und Feiertagen! Da dehnten sich seine Räume, die Blüte der vornehmen Welt ergoß sich strömend und flutend in diesem „paradiesischen Viereck“. Tausende seidener Damenschleppen im ziervollen Schritt des Rokoko rauschten mit den schattigen Zweigen um die Wette; es war die blendendste Redoute von der Welt. An solchen Festtagen war es nicht möglich, durch das Menschengedränge zu gelangen ohne zerrissene Kleider und verwüstete Frisur. Jedenfalls mußte man einen Fächer, einen Galanteriedegen oder einen Chapeaubas einbüßen. Das ist anders geworden. Jetzt liegt der Augarten einsam und verlassen da. Er ist wie ein Schachbrett ohne Figuren.

Unsere Vettern begaben sich nach 11 Uhr in die Stadt zurück, nach dem Graben und auf den Kohlmarkt. In der Masse der Menschen konnte man kaum gehen. Michel

musterte die schöne Welt, wobei ihm vor Erstaunen die Augen übergingen. Alsdann aßen sie in der Bräunerstraße im „Gasthaus aller Biedermänner“ zu Mittag, nicht weniger als acht vortrefflich zubereitete Speisen, dazu eine Halbe guten Wein und zahlten für die Person 30 Kreuzer. Bei dem berühmten Hugelmann vor dem roten Turm tranken sie Kaffee, wobei ihnen der Tabakrauch von zwei oder drei Herren lästig wurde. Hierauf stürzten sie in den Strom der Menge, die sich dem Prater zuwälzte. Michel war berauscht „von diesem Ozean von sinnlichen Eindrücken“. Zu einer näheren Beschreibung des Praters fand er keine Zeit. Noch aber waren des Tages Genüsse nicht zu Ende. Der Wiener Bürger führte seinen Vetter über eine grüne Brücke auf die Burghastel. Sanfte Harmonien tönten ihnen einladend entgegen. Durch eine Allee von Bäumen traten sie in ein Zelt, wo sie ein Glas Gefrorenes verzehrten. Nun machten sie, wieder vom üppigen Leben der eleganten Gesellschaft umwogt, einen Spaziergang auf der schönen Bastel. Trunkenen Auges betrachtete Michel das sich darbietende poetische und großartige Bild. Vor ihnen dehnte sich die Wienerstadt mit ihren Türmen und Kuppeln, die freundlichen Glacien mit ihrem Wipfelmeer lagen zu ihren Füßen, allenthalben waren Gärten zwischen die alttümlichen Häuser eingestreut und das Ganze war abgeschlossen von dem grünen Bergkranz des Wienerwaldes. Eben ging die Sonne unter. Es war Zeit, sich in die Komödie zu begeben. Im Schikanederschen Schauspielhaus auf der Wieden im Freihaus wurde des „göttlichen Mozart göttliche Zauberslöte“ aufgeführt. Michel war entzückt. Insbesondere über die wunderschöne Stimme der Anna

Gottlieb, für welche Mozart eigens die Pamina geschrieben hatte. Hingegen mit Schikaneder als Papageno konnte er sich nicht vertragen. Ein Papageno sechs Fuß hoch, ein Klasten im Durchmesser, mit einem gewaltigen Speckhals! Der Beifall war stürmisch. Das neue Schauspielhaus an der Wien war eben im Bau begriffen.

Noch immer war der Keld der Freuden nicht bis zur Neige geleert. Der Wiener geleitete seinen Gast in den Saal auf der Mehlgrube, wo soupiert wurde. Hernach wurde getanz, ein wenig „Langaus“, sonst fast nur Menuett. Ein Reigen bildhübscher Mädchen und Frauen war versammelt in schlichter, niedlicher Tracht, schelmisch und voll guter Dinge. Es war reizend, wie sie sich zum Takt der Musik bewegten, wie sie leicht auf kleinen Füßchen dahin trippelten und sich in den Hüften wiegten, wie sie mit den aufgeräumten Männern die rhythmischen Figuren des Tanzes ausführten, wie sie sich grazios verneigten, nickten und lachten. Mitternacht war vorbei, als die Vetter wieder im ungeheuerlichen Fiaker durch stockfinstere Straßen nach Hause fuhren. Michel war von der ununterbrochenen Reihe dieser schwelgerischen Genüsse erschöpft. Noch am anderen Tag schwindelte ihm der Kopf.

So lebte der Wiener Bürger in harmlos gemüthlicher Weise zur Zeit, als der Urgroßvater die Urgroßmutter nahm. Wie jede Zeit hatte auch sie ihre Härten und Schrecken. Man mag sie jetzt, wo nur wenige Reste der Vergangenheit in die Gegenwart hineinschauen, je nach Denkart und Laune beloben, beklagen oder belachen. Aber, durch die Ferne verklärt, liegt ein ehrwürdiger Hauch darübergebreitet und an die ehrliche Schlichtheit kann man nur mit Innigkeit zurückdenken.

Rundschau.

Österreichische Geschichte.

II*.

Unsere Betrachtung führt an die Zeiten und Fragen der Gegenwart heran. Unwillkürlich denken wir vorerst an die lange Reihe literarischer Rundgebungen, die der Tod des Kaisers Franz Joseph hervorgerufen hat. Wenn dabei manches schöne und treffende Wort laut geworden ist, so kann natürlich von einer zureichenden Darstellung des Lebenswerkes des Verewigten

nicht die Rede sein. Die Nachrufe in Blättern und Zeitschriften gelten auch, wo Form und Inhalt sie vor allzu raschem Vergessen sichern möchten, vornehmlich dem Tage und was an rasch zusammengebrachten Büchern sich hervorgewagt hat, bleibt bei gutgemeinter Anekdotik stehen* oder ist simple Kompilation. Vielleicht findet sich in nicht allzuferner Zukunft die ruhige Stunde, die Einzelstimmen aus dem Totenchore für den geprüfsten aller Herrscher zu sondern und zu werten. Immerhin sei auf August Four-

* Vgl. „Österreichische Rundschau“ Bd. LII, Heft 1, vom 1. Juli 1917.

* Etwa Adolf Kohut, Kaiser Franz Joseph I. als König von Ungarn. Berlin 1916. Schmetschke. 448 S.

niers uns in letzter Stunde zugegangenes Buch „Österreich-Ungarns Neubau“* als auf einen ernsthaften und wohlwollenden Versuch einer Würdigung der Gesamtarbeit des Toten anerkennungs voll verwiesen. Das persönliche Verhältnis des Kaisers zu den Dingen konnte freilich auch hier zumeist nur beiläufig ergründet werden, da die Schleier über seinen Auffassungen und Entscheidungsründen noch reichlich dicht gebreitet liegen. — Auch die Generalsbiographien, die in großer Anzahl in Deutschland und bei uns verfaßt worden sind, bleiben Gelegenheitschriften, selbst wenn sie, wie die Bücher über Feldmarschall von Conrad und Generaloberst Dankl mündliche und schriftliche Mitteilungen von Quellenwert haben verwenden können und ein Geschichtsschreiber von erstem Rang wie Ludwig von Pastor sie verfaßt hat**. Die Laien lernen daraus die umfassende und eindringende Lehr- und Organisationstätigkeit des Generals v. Conrad als Verfasser des „Studiums der Taktik“, als Reformator der Kriegsschule und der Manöverpraxis, als Beförderer der Artillerie und der südlichen Grenzbesetzung verstehen und schätzen, eine anschauliche Schilderung des Teschener Hauptquartiers und Beiträge und Aufklärungen zur Kriegsgeschichte von Lemberg über Limanowa bis Gorlice werden dankbar gelesen werden. Besonderem Interesse dürften manche Stellen aus den Feldpostbriefen des Generals v. Dankl begegnen, die Pastor bekanntgeben darf. Wir hören etwa zum 25. November und 15. Dezember 1914, also aus den Krisentagen von Limanowa: „Leider kann Hindenburg nicht durchbringen und wir auch nicht, die Russen sind zu stark ... Jetzt halten wir sie mühsam in Schach und decken Österreichisch- und Preußisch-Schlesien.“ Hindenburg „hatte die Russen schon in der Zange, wir glaubten jeden Moment, er werde sie zermalmen und wir kämen vor. Da erschienen neuerlich starke Kräfte ... und er mußte die fast schon geschlossene Klappe wieder öffnen, wie er selbst sagt, und nun ist wieder alles zweifelhaft“. — „Es scheint, daß die Russen vor allem gegen die Preußen vorgehen wollen. Uns kann's recht sein, wir gehen wieder vorwärts und werden zum drittenmal das südliche Russisch-Polen durchziehen. Nur dürfen wir uns nicht verleiten lassen, etwa Lemberg einnehmen zu wollen. Wir müssen unbedingt mit den Deutschen

zusammen die russische Hauptkraft packen.“ Für die Kennzeichnung der Persönlichkeiten, will mir scheinen, fallen wohl viele, aber nur unbezeichnende Worte; die Stunde, sie voll und deutlich zu erfassen, ist noch nicht gekommen.

Um von den Personen zu den Problemen überzugehen, so sei sogleich bemerkt, daß irgend eine Vollständigkeit in der Wiedergabe auch nur der Hauptschriften zu den unser Reich in diesem Kriege berührenden militärischen, politischen oder gar wirtschaftspolitischen Fragen hier nicht von fernher in Aussicht genommen wird. So würde allein eine Rundschau für die Arbeiten unseres Kriegsarchives, das sich während des Krieges zu einem weitausgreifenden Publikationsinstitut entwickelt hat, erforderlich sein. Hoffentlich wird sich in Zukunft Möglichkeit und Anlaß hiezu bieten. Immerhin seien die prächtigen — uns zugesandten — Bücher „Unsere Nordfront“ und „Unsere Kämpfe im Süden“ aus der Menge dieser Veröffentlichungen hervorgehoben*. — Im übrigen verzeichnen und würdigen wir Schriften und Bücher wahllos, wie sie uns zugegangen und auch nicht zugegangen sind und beginnen mit dem lehrreichen und anschaulichen, bereits in zweiter Auflage erliegenden Buche von Michael Mayr über den italienischen Irredentismus, in dem sich vaterländische Gesinnung, eindringliche Sachkenntnis und wissenschaftliche Schulung glücklich vereinen.** Als Träger des irredentistischen Verlangens nach „Erlösung“ erscheint, wie übrigens bekannt, von alters her Südtirol und die Gründung der *accademia degli aggiati* 1750 in Rovereto kann als erstes Daseinszeichen einer Irredenta gelten, der vierzig Jahre später Clemente Banetti zum ersten Vorkämpfer wurde: „*Italiani noi siamo, no Tirolesi*. Dort, wo die Sprache zum Geheul wird, der Boden abscheulich, die Menschen plump sind, dort ist Tirol.“ Sehr rasch ist vorerst der Irredenta ihr Wunsch erfüllt worden; Napoleon vereinigte im August 1810 „*le Tyrol Italien*“, das Land bis zur Wasserscheide, mit seinem Nebenkönigreich Italien. Aber drei Jahre später kehrte Österreich zurück, Gesamtirol wurde deutsches Bundesland, von einem Trentino war nur als Trienter Stadtgebiet die Rede. Die Februarrevolution 1848 löste dann in Orient großen, übrigens bald wieder ver-

* August Journer, Österreich-Ungarns Neubau unter Kaiser Franz Joseph I. Berlin, Ullstein („Männer und Völker“), 1917, 213 S.

** Ludwig v. Pastor, Viktor Dankl. Wien-Freiburg, Herder, 1915, 77 S. — Derselbe, Conrad von Höbendorf. Ebenda 1916, 103 S.

* „Unsere Nordfront.“ Episoden 1914—1917. — „Unsere Kämpfe im Süden.“ Episoden 1914—1917. Herausgegeben vom k. u. k. Kriegsarchiv, redigiert von Oberst Alois Welz. Wien, Manz, 1916 u. 1917. 264 und 237 S. mit reichem Bildschmuck.

** Michael Mayr, Der italienische Irredentismus. Innsbruck 1917, Tyrolia, 2. Auflage.

stummen Lärm aus und die Welschtiroler forderten im Namen des Nationalismus frisch und froh außer Südtirol auch Görz und Triest von der Frankfurter Nationalversammlung. Das war doch auch dieser zu viel. „Strategische Gründe fordern“, fand sie, „daß der Südbahngang der tirolischen Alpen zu Deutschland gehöre. Dieses könne seine Tore jetzt nicht den eigenen Feinden öffnen, um es nachher bitter zu bereuen.“ Der Groll der Erfolglosen mußte sich in Zorn- und Spottliedern austoben und ließ die bösen Landesschützen, da sie sonst nicht wegzubringen waren, vom Teufel holen.

„I me dis chë l' diaol sia morto.

Ma tantanto no l'è vera.

Che lo visto ieri sera,

Che portava un gabanotto.“

Freilich, das Rad war im Rollen, die Feuer des Risorgimento brannten weiter über die Grenzen herüber, der Sprachkampf begann aufzuflammen, der Name Trentino wurde nun Brauch für das Land (Bistum) Trient, nicht für das Stadtgebiet, Welschtiroler stritten wiederholt in den Reihen Italiens gegen Österreich und im Kriege von Custoza bluteten die Italiener in den Bergen der unerlösten Länder wie heute. Wiederum blieb ihnen nur der Weg übrig von der Tat zum Wort zurück und Mazzinis Programm schrieb im August 1866 der Irredenta ihre Leitworte: „Uns gehören die julischen und karnischen Alpen. Uns gehört Hochfriaul. Uns gehört Istrien, das für Italien ebenso notwendig ist wie die Häfen Dalmatiens für die Südslawen. Unser ist Triest und der Karst mit Abelsberg. Uns gehört wenn je ein Land, das Trentino bis Bruneck und bis zum rätsichen Alpenkamme. Natur, Wachstum und Sitte dieser Gebiete redet im Gegensatz zum Inn die Sprache Italiens. Sie gehörten einst Rom.“ Das war fortan die ewige Melodie; bald in Dur, bald in Moll, vor und nach dem Dreibund, je länger, je schriller, bis das Manifest Kaiser Franz Josephs vom Mai 1915 „einen Treubruch, dergleichen die Weltgeschichte nicht kennt“, seinen Völkern hat verkünden müssen.

Ungeheuer ist die Literatur über die polnische und ukrainische Frage emporgeschwollen. Es kann nicht die Aufgabe dieser Rundschau sein, auch nur die Hauptprobleme, um die es hier geht, herauszuarbeiten, selbst dann nicht, wenn sie richtiger als zur Stunde zu erkennen und wenn sie weniger von politischer Erregung umspielt wären. Die Verpflichtung zu einer unvoreingenommenen Berichterstattung wird

dadurch erleichtert, daß fast alle diese Fragen weit in die Geschichte beider Länder und Völker hinaufführen*). Warum ging das Reich Polen zugrunde? Auch die Frage nach seinem Verhältnis zu den Nachbarn findet damit teilweise eine Beantwortung. In einer dankenswert klaren Zusammenfassung der polnischen Geschichte sieht Raimund Friedrich Rindl nach hergebrachter Art die Ursache seines Falles in der Mißwirtschaft seines Adels. Sein Buch verweist auf Polens, des Weichsellandes, staatliche Anfänge in der Ottonenzeit unter seinen Pfaffen, auf die engen Zusammenhänge mit Deutschland, das Polens Kulturmuttersland und politisches Schutzland gegen die gewalttätig nach Osten ausgreifenden Tschechen gewesen sei. Das begabte Volk erwies sich zumal auf geistigem, weniger auf materiellem Felde ungemein aufnahmefähig; Rastimir der Große, der Gründer der Universität Krakau, wurde ihm zum mächtigen Kulturkönig. Aber mit dem Aussterben des alten Herrscherhauses der Pfaffen wich schon das Glück aus Polen. Die Pfaffen waren Realpolitiker, die Jagellonen, Polen und das weite Littauen vereinigend, griffen allzu tief in die fremde grenzenlose Welt des Ostens hinein. Mit äußerer Ausdehnung vereinigte sich innere Zerfegung und mit der Einführung des Wahlkönigtums „begannen dann die adeligen Totengräber ihrem absterbenden Vaterlande vollauf das Grab zu schaufeln“. Die Verfassung von 1791, „diese Umkehr in letzter Stunde, konnte die Sünden der Jahrhunderte nicht gut machen“. Oswald Balzer verkündet in einer inhaltvollen und anregenden verfassungsgeschichtlichen Studie einen anderen Glauben. Daß Polen durch eigene Schuld verdorben sei, das sei die allgemeine Anschauung der Fremden wie auch der meisten Polen, die in schlecht angebrachtem Stolz die einfache Wahrheit nicht zugeben wollen, daß die Expansionskraft der drei starken Nachbarn ihr Vaterland zerstört habe. Die geographische Lage sei nicht so schlecht, das Staatsbildungstalent nicht so gering, die Außen-

* Raimund Friedrich Rindl, Polen. Leipzig und Berlin 1916, Teubner („Aus Natur und Geisteswelt“ 547). — Oswald Balzer, Aus Problemen der Verfassungsgeschichte Polens. Krakau 1916, Polnisches Nationalkomitee. — Alexander Brückner, Die Slawen und der Weltkrieg. Tübingen 1916, Mohr. — A. v. Guttry, Die Polen und der Weltkrieg. München und Berlin 1915, Georg Müller. — Stanislaus von Smolka, Die reußische Welt. Historisch-politische Studien. Wien 1916, Gerold. — Stefan Rudnykij, Ukraina, Land und Volk. Lemberg-Wien 1916, Bund zur Befreiung der Ukraine. — Michael Grushevskyj, Geschichte der Ukraine. Lemberg-Wien 1916 (ebenda). Erster Band. Der zweite Band ist in Vorbereitung.

politik nicht so zerschlagen, die Verfassung nicht so von Gott verlassen gewesen, daß Polen an ihnen hätte zugrunde gehen müssen. Die Verfassung habe durch schlechte Ausstattung der Städte, durch das *liberum veto*, die allzutiefe Einbettung der königlichen Gewalt in den Senat, so daß der König nur wie dessen vornehmstes Mitglied erschien, durch Wahlmonarchie und Zulassung sozialer Mißstände gewiß gesündigt, aber ähnliches begegnete auch anderswo und je länger je mehr habe sich ein redlicher Reformwille geltend gemacht. Mag Balzers Schrift den Gefahren der Rettungsschriften schwerlich entgangen sein, ihr Hauptsatz hat viel Beweiskraft für sich und ist von Alex. Brückner ohneweiters übernommen worden: „Polen ist das erste und größte Opfer des Pazifismus.“ In seiner „Die Slaven und der Weltkrieg“ betitelten Artikelsammlung, die vornehmlich der polnischen Frage gilt, betont Brückner wie übrigens auch A. v. Guttry in seinem historisch dürftig geratenen und auch sonst nicht einwandfreien Kleinkompodium „Polen“, das „Ende des Panlawismus“ und das Verklingen der letzten Spuren von Russophobie bei den Polen seien Grundergebnisse des Krieges. „Daß Polens Zukunft nur mit den Zentralmächten zu gewinnen ist, weiß und fühlt jeder Pole.“ Nicht ganz so fest in diesem Glauben ist Rindl, verweist auf die „Verföhllichen“, die Industriellen und die in Rußland begüterten „Podolier“, die alle just nicht gegen Rußland gestimmt seien, scheint aber doch anzunehmen, daß von den vier von ihm verzeichneten Lösungsmöglichkeiten der polnischen Frage die russophile die geringsten Aussichten habe. Für eine „österreichische“ Lösung — ein einheitliches Polen im Rahmen unseres Staates — treten wie schon vor dem Kriege Straszewski („Die polnische Frage“), Guttry („Österreich hätte 1863 mit französischer Hilfe Rußland Kongresspolen abnehmen sollen“!) und Rindl ein. Außerdem hat ein unabhängiges Polen, sei es in ethnographischer Beschränkung (Zartum, Polen und Galizien), sei es in jagellonischer Ausbreitung an Ostsee, Dniepr und Pontus seine Fürsprecher. Eine fünfte Lösungsform, Polen in Personalunion mit der Krone Preußen (und Rumänien in Personalunion mit der Krone Österreich), neuerlich ernsthaft vorgeschlagen, findet sich in diesen Büchern nicht verzeichnet. Überall spielt hier die von politischen Leidenschaften umbrandete Ukraine-Frage herein. Soll der alte Russenstaat von Kijew germanischer Gründung*, der um das

Jahr Tausend in Wladimir seinen Christianisator und Kulturförderer fand, dann in Teilsfürstentümer zerfiel, von denen das um Halicz bis ins vierzehnte Jahrhundert hinein aufrecht stand, während die Blüte von Kijew schon ein Jahrhundert früher völlig gebrochen war, der dann halb den Moskowitern, halb den Polen als Beute zufiel, soll diese Ukraine, die „Grenzmark“ zwischen Europa und Asien, deren Vorkämpfer für sich den Ruhmestitel eines Bollwerks des Abendlandes ebenso in Anspruch nehmen wie die Polen für ihr Land, soll die Ukraine als Staat wieder auferstehen? Für die Polen nimmt in dieser Frage neuestens vor allem Stanislaus v. Smolka, für die Ukrainer Michael Hruschewskij, ihr führender Historiker, daneben auch Stephan Rudnyhkyj, vornehmlich Geograph, das Wort. Eine Vermittlung zwischen beiden mit mächtigem Temperament vorgetragenen Standpunkten ist schwer, wenn nicht unmöglich. Nicht nur die Geschichte der Ukraine wird von beiden Seiten fast bis zur Unkenntlichkeit verschieden erzählt. Die Erinnerung an den Hetman Chmelnyzkyj, der im Jahre 1648 den Kampf der „Einsamgänger“, der Kosaken, gegen Polen eröffnete, unterlag, aber doch Polen tödlich verletzte und im Vertrage von Perejaslaw 1654 die Ost-Ukraine Moskau unterstellte, schwankt unausgleichbar zwischen dem Bilde eines „nationalen Befreiers“ und einer „Karikatur Dschingiskhans“. Aber selbst die nationale Wesenheit ist den Ukrainern, die nichts als Russen seien, von Großrussen und Polen um die Wette bestritten worden: ein „Hirngespinnst“, ein „Nebelfleck“. Um so heftiger bestehen sie auf ihrer Anerkennung als Nation, verweisen auf ihre Geschichte, ihre Sprache, ihre Traditionen und auch Smolka kann nicht leugnen, daß das Gefühl ihrer nationalen Zusammengehörigkeit die „Linie einer passiven Lauheit überschritten habe“. Ob die ukrainische Nationalbewegung wirklich tragsfähig ist, ob die Ukrainereichsträume zur Stunde nicht etwas messianisch sind, das ist die große Frage. Auch wohlgesinnte Beobachter sind eher skeptisch geworden. Indessen hat die Revolution aber vielleicht manche Schranke gebrochen. Der Ausgleich mit den westlichen Nachbarn wird für die Ukrainer immer schwieriger sein. Sie wollen die Zweiteilung Galiziens, die Polen wollen nicht zwei Drittel dieses Landes ihrer

* Auch Hruschewskij, der in seiner großen „Geschichte des ukrainischen Volkes“ (hierüber „Österreichische

Gnade ausliefern; sie verweisen auf die Ungeschicklichkeit des Landes und Begriffes Galizien, die Polen darauf, daß Galizien in anderthalbhundert Jahren ein historisches Gebiet geworden sei. Die Ukrainer wollen aus Rußland "ein „Piemont“ machen, die Polen sehen Ostgalizien als ihr Bollwerk gegen den Osten an. Ob und wie weit dabei die Zahlen nach dem politischen Bedarf zurechtgerichtet werden, mag eine Frage zweiter Ordnung sein. Die Ukrainer verweisen darauf, daß mit ihrer Ukraina ein neuer Staat mit Front gegen Warchau und Moskau, ein natürlicher Bundesgenosse für Mitteleuropa, wirtschaftlich und politisch, entzündet, und gewiß ist, was sie sagen, für uns gewinnend, fast überzeugend. Die Polen aber versichern, daß diese Ukraine schließlich doch wieder der Anziehungskraft der russischen Welt erliegen würde und nur durch Eingliederung in ein neujugellonisches Polen für den Westen und Mitteleuropa gewonnen werden könnte. Die polnischen Einwendungen gegen die Ukrainepläne dürfen so wenig einseitig überhört werden als die Ablehnung dieser billig oder auch nur verständig scheint. Der Entschluß für uns Deutsche, die wir wohl alle auf eine befriedigende Verwirklichung des Ukrainegedankens hinarbeiten gewillt sind, ist schwierig und verantwortungsvoll. Werden wir beide Welten zu sondern vermögen, ohne die eine oder die andere entscheidend zu verletzen?

Der große Krieg hat aber nicht nur nationale und geographische Einzelfragen, er hat auch die Frage nach dem Wesen und der Formung unseres Gesamt Vaterlandes gestellt. Jeder fast, der ein Heimatgefühl hat und die Feder zu führen weiß, hat irgendwo und irgendwie sich damit versucht, der Dichter, der Schriftsteller, der Gelehrte. Ein neues Österreich auch aus der Welt des Gedankens heraus bauen zu helfen, ist Sinn und Wille des weitaussehenden literarischen Unternehmens, das Hugo v. Hofmannsthal mit seiner vom Inselverlage herausgegebenen „Österreichischen Bibliothek“ ins Leben zu rufen gewußt hat. Laut lobt das Viertelhundert viel- und gerungelesener Bände, die binnen Zweijahresfrist erscheinen konnten, das Beginnen und seine Durchführung. Binnen kurzem wird auf geschichtswissenschaftlicher Grundlage eine neue von Wilhelm Bauer im Verlage von Seidel herausgegebene Vierteljahrschrift „Österreich“ zu erscheinen beginnen, die mit der Belebung des gerade für unser Vaterland so wichtigen historischen Interesses die entschlossene Abwehr aller der ver-

unglimpfenden Geschichtsfälschungen verbinden soll, die zumal in jüngster Vergangenheit gegen uns erfunden und verbreitet worden sind, die aber auch die hochwichtige geistige Verbindung in die Welt des Balkan und vielleicht geradezu des Orients sorglich pflegen will. „Hand in Hand mit dem Kaufmann muß auch unsere Wissenschaft den Weg nach Südosten antreten.“ Auch der wohlausgewählten Bändefolge der als Teil eines Sammelwerkes „Österreichs Ruhmeshalle“ von Karl Schneider herausgegebenen Quellenbücher zur österreichischen Geschichte mag hier mit Anerkennung gedacht und auf ihren Wert für die Schule hingewiesen sein*.

Aus der Einzelliteratur kann nur der eine und andere Beitrag herausgegriffen und auch daraus nur der eine oder andere kennzeichnende Satz entnommen werden**. Indem man sie überblickt, wird man wiederum der Agitationskraft von Naumanns „Mitteleuropa“ gewahr. Es hat selbst dort, wo es, was selten der Fall war, zum Widerspruch aufrief, als Erweckungsbuch gewirkt, vor allem darum, weil ähnliche Gedanken längst vorhanden waren und nur nach gewinnender Formulierung rangen. Lothar von Wimmers „Ostmark“, vor Naumann erschienen, enthält die gleichen Forderungen und auch ein vorwiegend literarisch gemeintes Buch wie Josef August Lux' „Österreichischer Bruder“, dem beiderseits in deutschen Landen lernbereite Leser zu wünschen sind, endet mit dem Verlangen nach einem Wirtschaftsgebiet von der Nordsee bis zum Eisernen Tor. Die Studie von Wimmer entwickelt anschaulich die Ostmarkrolle Österreichs für Europa und Deutschland, zeigt, wie Österreich trotz aller Gegenfälle Ungarn in den deutschen Kulturbereich zog und damit fertigbrachte, was Preußen mit Polen nicht gelang, weist auf das Verständnis hin, das Andrassy für die Ostaufgaben des Reiches bewies und hebt nicht ohne Nachdruck hervor, wie die heutige vorderasiatische Weltpolitik Deutschlands ohne Österreichs unermüdlische, oft im Gegensatz zum verbündeten Reiche durchgesetzte Balkanarbeit nicht zu denken wäre. Daß die Arbeit Andrassys hiebei eine gewisse Aberwertung erfährt, scheint mir zweifellos. War die Ablehnung einer staats-

* „Aus Österreichs Vergangenheit.“ Quellenbücher zur österreichischen Geschichte. Schulwissenschaftlicher Verlag Haase in Prag-Wien-Leipzig, 1917.

** Lothar v. Wimmer, Die Ostmark. Österreichs Ungarns Mission in der Weltgeschichte. Zweite Auflage. Wien-Leipzig 1917. Fromme, 94 S. — Josef August Lux, Der österreichische Bruder. Berlin-Stuttgart-Leipzig, Union deutsche Verlagsgesellschaft. Ohne Jahr.

rechtlichen Fassung des Gasteiner Bündnisses (die übrigens, scheint es, nicht Andrássy zur Last fällt), war dessen Richtung nur gegen Rußland (wie Andrássy wollte und durchsetzte) wirklich eine Errungenschaft? Der Geheim(Vertrag von Gastein hätte Frankreich sogleich in Rußlands Arme treiben sollen? Irrig ist auch die Annahme, daß Bismarck 1884 (richtig 1887 und bei veränderter Weltlage!) den Rückversicherungsvertrag mit Rußland geschlossen habe. Diese Einwände im kleinen sollen unsere Zustimmung zum Grundgedanken des Buches nicht verdunkeln: „Die österreichische Idee ist heute die Idee einer außerhalb Deutschland im deutschen Interesse und doch zugleich zum besten der österreichischen nicht-deutschen Völker wirkenden Großmacht“ (Wimmer), „die Legierung der Völkerschaften mit dem deutschen Kulturgeiste“ (Luz). Die Deutschösterreicher müssen die „Anwälte von Mitteleuropa dort sein, wo dessen schwerste und wesentliche Aufgabe liegt“; sie haben „den geographischen Raum der österreichisch-ungarischen Monarchie mit der deutschgearteten Kultur Mitteleuropas zu erfüllen“, sagt in einer knappen, aber gehaltreichen und lesenswerten Schrift R. Ullmann*. Sonst besteht die Gefahr, daß Österreich zu einem „Einsallstor des Ostens“ werde statt zu einem Ausfallstor des Westens. Hierzu aber ist Deutschösterreich nicht stark genug, ganz Deutschland muß hinter ihm sein, deutsche Zucht und österreichische Liebenswürdigkeit, deutsche Zivilisation und österreichische Kultur müssen einander durchdringen und diese Welt gewinnen. „Fort mit dem deutschen Reichsgeizhals, der sich von der Volkheit und den Grundlagen deutscher Kraft löst!“ Während Alfred Gürtler von der mitteleuropäischen Gemeinsamkeit ein Schwinden der „historischen Idiosynkrasien“ zwischen Österreich und Ungarn erhofft, Oswald Redlich in einem Vortrage die Reihe unserer politischen und kulturellen Hauptaufgaben und Fragen mit dem klaren Blick des kenntnisreichen und urteilsvollen Geschichtsforschers in den Rahmen einer wohlgegliederten Betrachtung drängt, Robert Sieger in seiner Schrift vom heutigen „Deutschösterreich“ besonders beherzigenswerte Worte für Wien zu prägen weiß, „die letzte, große Sammel- und Verteilungsstelle für die mitteleuropäischen Werte und Ideen, die der Donau folgend nach dem Südosten gehen“, Feldmarschalleutnant Wilhelm von Wannisch in belehrenden und lesenswerten Ausführungen, die mit militäri-

scher Geradheit deutlich ihre Ziele nennen, sich über den Ausbau unserer Grenzen besonders gegen Südwesten verbreitet, faßt Alexander Redlich in einer eingehenden Studie „Österreich-Ungarn als Großmacht“ das Problem vor allem von der politischen Seite an, menden Karl Renner und Karl Rausch in ihren Aufsatzen „Österreichs Erneuerung“ und „Österreich-Ungarn in und nach dem Kriege“ sich vornehmlich den wirtschaftlichen Fragen zu, und Erwin Hanslick unternimmt es, Österreich, ich darf wohl sagen, psychologisch neu aufzubauen*.

Zweimal, sagt Alexander Redlich, konnte Österreich Deutschland konsolidieren, unter Karl V. und unter Felix Schwarzenberg, zweimal war der Großstaatsgedanke in ihm lebendiger als der Nationalgedanke. Es hatte eben mehrere Weltpositionen zu wahren und die wichtigste, jahrhundertlang nicht klar erkannte, wies nach Osten. Parallel den Gedankengängen in Lothar von Wimmers Buch verweist der Verfasser auf den Balkan als Österreichs Schicksalsland. Er möchte, und das ist sicherlich beachtenswert, Österreich-Ungarn mit der polnischen und ukrainischen Frage tunlichst wenig befaßt sehen. Viel verheißungsvoller sei es, gegen Italien einen südlawischen Block an der Adria zu schmieden, Griechenland nach Valona zu führen und durch machtvolleres Seeaufgebot Italien wieder in den Dreibund, der es dann gegen Frankreich schlagen würde, zurückzubringen. Eine starke Seepolitik müßte Österreich zum Herren im östlichen Mittelmeer machen können — gegen England, das nicht bloß Deutschlands Todfeind sei. Das Mittelmeer den Mittelmeervölkern, wie dies vor mehreren Jahren schon Paul Herre mit gutem Vorausblick programmatisch ausgesprochen hat. Warum sollte nicht auch Rußland, bei offenen Meerengen, Herrin in Persien, für solche Politik, die gleichzeitig die Wege in die Welt des Orients öffne,

* Alfred Gürtler, Österreich-Ungarn ein Schema für Mitteleuropa. Graz 1916, Leuschner. — Oswald Redlich, Österreich-Ungarns Bestimmung. Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen. 12. Heft. Warnsdorf 1916, Strache. — Robert Sieger, Vom heutigen Deutschösterreich. 166. Flugchrift des Süderbundes, München. Callweg (1917). — Wilhelm von Wannisch, Österreich-Ungarn nach dem Kriege. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1917, 84 S. — Alex. Redlich, Österreich-Ungarn als Großmacht. Kriegspolitische Einzelschriften. Heft 14. Berlin 1917, Schweichke. 134 S. — Karl Renner, Österreichs Erneuerung. Politisch-programmatische Aufsätze. Drei Bände. Wien 1916—1917, Ignaz Brand. — Karl Rausch, Österreich-Ungarn in und nach dem Kriege. Wien und Leipzig 1916, Braumüller. — Erwin Hanslick, Österreich, Erde und Geist. Schriften des Instituts für Kulturforschung. 3. Heft. Wien 1917, Selbstverlag. 170 S.

* R. Ullmann, Deutschösterreich und seine deutsche Zukunft. Charlottenburg 1916, Ostlandverlag.

zu haben sein? Redlich rügt die im Balkankrieg von Österreich verpaßte Gelegenheit, in den Westbalkan hineinzugreifen; Serbien hätte sich damit abgesunden. Das war damals wirklich in Zeitungsartikeln zu lesen; ist es aber auch wahr? Merkwürdig auch, daß die rumänische und Donaufrage so nebenhin behandelt werden; sind dort nicht allerhöchste Interessen unserer Monarchie zu vertreten, allerhöchste Preise zu gewinnen? Nach der inner- und wirtschaftspolitischen Seite zu ist der Verfasser ein Anhänger des Autarkiegedankens und der nationalen Autonomie im Sinne Karl Renners. In der Ablehnung der „Länderei“ begegnen sich Redlich, Renner und Rausch. In die Königreiche und Länder hat sich der feudale Separatismus des Adels geflüchtet und dort sich mit den Nichtdeutschen und den deutschen Fortschrittsfeinden zu einer Allianz gegen den Staat vereinigt, sagt Redlich. „Die Landesouveränitäten dürfen die Staatsouveränität nicht aushöhlen wie feinergeit in Deutschland die Territorialgewalten das Reich“, sagt Rausch in seinem Buche, das laut nach einer allumfassenden Staatsgewalt rufend, eine schöne Zuversicht atmet. Ein Staat mit einem Rohstoffmonopol, Herr aller Verkehrseinrichtungen bis zur Regelung einer ungefunden Freizügigkeit, führend in allen Kulturbereichen, mit allgemeiner Arbeitspflicht, aufgebaut auf einer „Hierarchie der Arbeit“, nicht des „Besitzes“ (Redlich), mit Deutschland zur Wirtschaftseinheit zusammenschmolzen, nicht durch hemmende Autonomien eingengt, das muß unser Ziel sein. Dann wird das neue Weltwirtschaftszeitalter wieder wie einst im Zeichen von Mitteleuropa stehen und das werden besonders wir in Österreich-Ungarn zu spüren bekommen, die wir anders als Deutschland mit unserer Wirtschaft noch gar sehr in kontinentaler Gebundenheit leben. Nationale Autonomie gegen Landesautonomie, das einzige Heilmittel für den über-treibenden Nationalismus, fordert nicht bloß vom parteipolitischen Gesichtspunkte her Karl Renner. „Es ist die Aufgabe eines Humboldt der österreichischen Zukunftsverfassung, die Grenzen des übernationalen Staates und der nationalen Autonomie abzustechen und so das Menschenrecht der Nation auszumessen.“ Sehr richtig! Freilich, es ist leider etwas wie von „Zukunftsstaat“ darin! Renner, der in seiner „Erneuerung Österreichs“ eine Reihe von hochwertigen Zeitaussagen vereinigt, schreibt nicht frei von Parteigebundenheit. Wir glauben nicht, daß dieser Krieg das Nationalitätenprinzip „zu Grabe getragen“

hat, wir glauben wahrlich nicht, daß nur das Stadtvolk der Industrie in diesem Kriege siegt, wir sehen in dem scharf verurteilten Imperialismus, der dem Verfasser als eine Art Überstufe des Nationalismus doch nicht so unsympathisch sein sollte, doch noch mehr als die „Konkurrenz gleich starker Kapitalismen“. Wir haben wenig Verständnis für die Auffassung, es habe „der Einbruch des Kapitalismus der Westmächte die erloschenen Völkervulkane des Ostens neu entzündet“. Wir haben unsere Bedenken gegen die mit Geist und Wärme vgetragenen Sätze, daß im Gegensatz zur wirtschaftlichen Weisheit von 1878, die ständisch-schutzzöllnerisch im Sinne einer Hebung der Getreidepreise vorging, nunmehr die Zeit der bedingungslosen offenen Grenzen gekommen sei und glauben nicht, daß „Autarkie“ nur ein Schlagwort der „Faschhänge des Nationalismus“ sei. Hier scheiden sich Weltanschauungen und wir meinen, das Überzeugungsgebäude des Herrn Verfassers sei bei allem Materialismus doch etwas kühn in frohliche Gedankenluft emporgebaut. Aber auch der vielgescholtene „Bourgeois“ wird von diesen Aussagen nicht ohne das Gefühl zeitweiliger vorbehaltloser Zustimmung scheiden — etwa in ihrer Stellungnahme für Mitteleuropa, „diese tausendjährige Wirklichkeit, nicht Wahnidee“ — und Belehrung und Anregung und selbst Erbauung aus ihnen gewinnen können. Dem enthusiastisch gehaltenen „Österreich“ von Erwin Hanslick wird niemand fesselnd vorgetragene Gedanken und originelle Fassung absprechen. Wenn es aber, wie wohl die Absicht, als ein wissenschaftliches Agitationsbuch für die Durchdringung der Donaumwelt mit deutschem Geiste wirken will, so scheint es mir die Mittel nicht glücklich gewählt zu haben. Hanslick will im neuen Österreich, dem er außer der Monarchie das Zartum Polen, Rumänien und den Balkan außer der Türkei und Griechenland zurechnet (also auch Bulgarien! Und warum nicht Rumänien bis an den Dniestr?), die Herrschaft des Nationalismus durch ein echt österreichisches System der „Güte“ — „alle Menschen sind von Natur aus gut“ — abgelöst sehen. Wien und Budapest müßten eine ähnliche Rolle spielen wie Konstantinopel, die völkersammelnde Weltmutter. Wir fürchten, man wird mit diesen schönen Gedanken kein Glück haben in den Ländern des glühroten Nationalismus und die anderen werden, wenn wir Deutsche den Völkerritt gar zu eifrig abgeben wollen, dafür kein — oder allzuviel Verständnis haben. Was soll es heißen, daß die slawische Sprachgrenze die große

Geistesgrenze sei zwischen Ost und West? Also Tschechen und Polen Ostvölker? Und weiter, daß die Deutschen den österreichischen Schweservölkern ihre Kultur nicht aufdrängen sollen? Diese werden sich die deutsche Kultur schon zurechttrichten, aber Leben und Farbe muß diese doch haben und so glaubten wir altmodische Leute bislang westlich-lateinisches und mitteleuropäisch-deutsches Lebensideal geschieden und haben für dieses zweite den Osten gewinnen, „Kultur nach Osten tragen“ wollen, nicht ganz ohne Erfolg. Kann Österreich ein Traum von Dichtern bleiben? fragt der Verfasser. Fast — möchten auch wir so fragen.

Zum Schlusse sei hier der stattlichen „Ruhmeshalle deutscher Arbeit“ gedacht, die Adam Müller-Guttenbrunn im Verein mit einer Reihe Sachgelehrter und Schriftsteller herausgegeben hat*. Schade, daß die redaktionellen Rechte nicht strenger ausgeübt worden sind, es hätte bei wohlüberlegter Stoffeinteilung nach den Bereichen von Politik, Wirtschaft und Kultur einerseits und einer klaren zeitlichen Gliederung andererseits eine Art Bibel des Deutschösterreichertums daraus werden können. Immerhin was wir vielangefindeten Deutschen in Österreich als Teil des deutschen Volkes geleistet und was wir als Kulturbringer in die Donaumwelt getragen haben, das finden wir in vielen oft sehr wertvollen und gehaltreichen Aufsätzen zum Ausdruck gebracht. Eine eingehende Würdigung in diesem engen Rahmen verbietet sich. Daß das schöne Buch zur rechten Zeit erschien, mögen die Bemühungen unserer nationalen Hauptgegner lehren, denen der Gedanke, einen auf deutscher Grundlage erbauten Großstaat mitbewohnen zu sollen, so unerträglich ist, daß auch ihre besten Köpfe zu recht seltsamen Einzelausführungen über das Verhältnis von deutscher und tschechischer Arbeit gelangen. Wir Deutsche werden uns dadurch nicht behindern lassen, an unsere Sendung zu glauben und werden bleiben, was wir sind: Die Südostbastion deutscher Nation, der Felsen, auf dem neben dem Nationalreich deutschen Volkes das Kolonialreich deutschen Geistes aufgebaut ist, und alle Erfahrungen von Kolonistenundank gegen das Mutterland sollen uns diesen Glauben nicht rauben.

H. Kretschmayr.

Gedächtnisausstellung im Künstlerhaus.

Die Ausstellungssaison wurde in diesem Jahre mit einer Gedächtnisschau eröffnet. Vier wohlbekannte Künstler, sehr verschieden in ihrer Art und Begabung, sind in kurzer Zeit gestorben und ihre Werke bilden jetzt zusammengeschlossen einen guten Ausschnitt aus dem Wiener Kunstleben während eines Menschenalters.

Der erste Saal wurde dem Altmeister der Landschaftsmalerei August v. Schaeffer eingeräumt. Er war Ehrenmitglied der Künstlergenossenschaft, lange Jahre hindurch Direktor der Gemädegalerie des Kaiserhauses. Mit Auszeichnungen, Titel und Erhebung in den Adelsstand wurden seine Verdienste gewürdigt. Er ist aus der Wiener Akademie hervorgegangen, war ein Schüler Steinfelds, dessen Einfluß in seinen ersten Arbeiten stark bemerkbar ist. So liegen Schaeffers Werke für unser heutiges Kunstempfinden beinahe ein Jahrhundert zurück. Dann folgt ein Übergangsstadium und schließlich findet der Künstler, schon hochbetagt, noch den Weg zur Moderne. Hier gelingt ihm sein Bestes und Größtes. Das Bild „Es will wieder grün werden“ gehört zu dieser letzten Schaffensperiode und ist in seiner Düstigkeit und Helligkeit durchwegs von heute. Auch die „Sandgrube“ gehört dazu, weiter „Attersee“, „Salzburger Moor“, „Winterabend“, „Motive aus Salzburg“, daneben wirkt das bekannte Bild „Abend im Prater“, das seinerzeit so viel Aufsehen gemacht hat, ganz überholt, und es ist erstaunlich zu sehen, welche Entwicklung der Künstler von damals bis heute durchgemacht hat. — Jgymunt Ajdukewicz, 1861 in Galizien geboren, ist ein liebenswürdiger, glatter, ein wenig konventioneller Maler, namentlich als Porträtist. Sehr hübsch, mitunter auch charakteristisch, sind verschiedene Zigeunerbilder, dann diverse Tierstücke. Auch als liebenswürdiger Genremaler hat er manch Schönes geleistet. — Hans Wilt ist uns an seinem fünfzigsten Geburtstage zu früh gestorben. Von dieser starken Begabung wäre noch viel zu erwarten gewesen. Das bezeugen viele seiner Werke von starker Eigenart. Gleich August v. Schaeffer aus der Wiener Akademie hervorgegangen, war er der begabteste Schüler Eduard v. Lichtenfels'. Sehr fein seine holländischen Landschaften. Sehr originell in Raumeinteilung und Beleuchtung sind diese Bilder besonders einprägsam. Hervorragend vertreten ist Tina Blau. Nahezu 80 Gemälde, wovon die meisten sich in Privatbesitz befinden. Selbst die kleinsten flüchtigen Skizzen be-

* „Ruhmeshalle deutscher Arbeit in der österreichisch-ungarischen Monarchie.“ Herausgegeben von Adam Müller-Guttenbrunn. Prachtwerk. Stuttgart 1917, Deutsche Verlagsanstalt. — Siehe mein Aufsatz im „Neuen Wiener Tagblatt“ vom 10. Januar 1917 und die Gegenartikel von Josef Bekas in der „Národní politika“ vom 23., 24., 28. und 30. März und 3. und 5. April 1917.

kunden das starke, ganz eigenartige Talent dieser Frau. Wie sie einen Baum entwirft, eine Stimmung andeutet, ist meisterhaft. Sie ist immer ihre eigenen Wege gegangen. Sieht man die sonnigen, duftigen Frühlingbilder aus dem Prater, so lieblich, wie sie kein anderer Künstler malen konnte, so ist man erstaunt über die tiefen, schwermütigen Bilder aus Holland und die lustlosen engen Gassen von Alt-Hamburg. Ein einziges Blumenstück, ein Korb voll rosa Rosen, ist zart wie ein Hauch. Alles ist eigenartig. Bei all dem reichen und gediegenen Schaffen dieser ungemein begabten Frau berührt der Vermerk im Katalog: „Wurde 1897 mit der kleinen goldenen Staatsmedaille ausgezeichnet“ recht wehmütig. Was war der Grund dieser so schmalen Anerkennung?

D. Jampach.

Wiener Bühnen.

Seit 1. September sind alle Wiener Bühnen wieder in vollem Betrieb und außer den Operettenbühnen, die noch an den Erfolgen des Vorjahres zehren, haben die meisten schon ihre erste Neuheit hinter sich. Feste der Kunst hat es freilich noch kaum gegeben. Aber überall merkt man ein Zusammenraffen und Anspannen der Kräfte, um auch im vierten Kriegsjahr durchzuhalten, und wo man den eigenen Kräften nicht traut, wurde die Hilfe von zugkräftigen Gästen zur Überwindung der schönen Frühherbsttage angerufen. Sonst pflegten die Wanderspieler mit Beginn der Reisezeit zu uns zu kommen, und ihre Bestimmung war, die Lust am Theaterbesuch wachzuhalten, wenn die Sonne ins Grüne lockte und unsere Bühnen ihr Pulver bereits verschossen hatten. Der Krieg, der keine zeitlichen und örtlichen Grenzen gelten läßt, hat auch darin gründlichen Wandel geschaffen, und es ist uns jederzeit willkommen, wer uns Ungeöhnliches zu bieten hat. Ist aber nun gar einer aus der französischen Kriegsgefangenschaft heil zur Bühne zurückgekehrt, dann sorgt schon das jeglicher Neugierde dienende Heer von Ausfragern dafür, daß ihm in einer Reihe von ausverkauften Häusern ein stürmischer Willkommgruß winke, was immer und wo immer er spiele.

Die neuen starken Erlebnisse im Kriege haben Alexander Moissi, den sich die Volksbühne als Gast verschrieb, künstlerisch nur wenig gewandelt. Er ist immer noch der von der Schwermut Hamlets umschattete Jüngling, wohlvertraut mit allen Künsten des Schwärmens und Schmachtens, mit allen Lauten himmelhochjauchzender und zu Tode betrübter Inbrunst. Ob er den Romeo, den Oswald in den „Gespensfern“

oder den Fedja im „Lebenden Leichnam“ spielt, immer ist es der einschmeichelnde Klang seiner Stimme, der wie mit bittenden Händen für seine Gestalten wirbt, immer ist es die Anmut seiner Gebärden, die über den Mangel an Charakteristik hinwegtäuschen muß. Nur ist alles einfacher und ruhiger geworden und das Furioso seiner Leidenschaft klingt jetzt wie unter Sorbinnen. Zur tragischen Erschütterung des Zuhörers hat es aber Moissi bis heute noch nicht gebracht. Weder sein Romeo noch sein Oswald erweckten mehr als ästhetisches Wohlgefallen an der meisterlichen Beherrschung und Steigerung seiner natürlichen Gaben, und gerade sein Fedja, der als seine beste und reifste Leistung gilt, erbrachte den Beweis, daß er, wo er am Ende seiner mimischen und rhetorischen Künste ist, keinen Ausdruck hat für ein schlichtes menschliches Gefühl. Zu sehr liebt Moissi das Theater auch dort, wo er tut, als wollte er es verleugnen, und es begreift sich leicht, daß es auch ihn einmal reizen mochte, in ironischer Selbstbespiegelung das Handwerksmäßige seiner Kunst aufzudecken und zu zeigen, welch guter Teil an Schwäche und Menschlichkeiten sich hinter der Größe birgt, die im Reich der Schminke so laut bewundert wird. Dazu hätte Schnitzlers „Grüner Kakadu“ allein auch genügt, und es war nicht klug, am selben Abend den Einakter „Talmas Ende“ zu geben, der von dem gleichen Bluff lebt, daß die Handlung aus der Welt des Scheins plötzlich in die Wirklichkeit hinübergleitet, zumal es hier Moissi versagt blieb, die ironische Gegensätzlichkeit des Spieles mit dem Tode sinnfällig zu machen. Ungleich stärker wirkte er im „Grünen Kakadu“, wo der verschwenderische Reichtum seiner Vorebbarkeit Triumphe feierte. Die Volksbühne hat ihr Möglichstes getan, um ihrem erlesenen Gast einen würdigen Rahmen zu bieten. Ob dieses Möglichste für Shakespeare, Ibsen, Tolstoi und Schnitzler hinreichte, bleibt besser unentschieden. Unentschieden wie die Frage, ob ein so junges Unternehmen, das die Erstarkung seiner Kräfte nicht im flüchtigen Improvisieren, sondern im tüchtigen Zusammenspiel suchen müßte, gut daran tut, schon jetzt mit sensationellen Gästen zu arbeiten.

Auch die Eröffnungsvorstellung des Theaters in der Josefstadt stand im Zeichen eines berühmten Gastes, und wie im Vorjahr brachte Frau Leopoldine Konstantin auch heuer wieder eine neue transleithanische Komödie, die ihr wie auf den Leib geschrieben schien: „Blaufuchs“ von Franz Herczeg. Diese drei Plauderakte —

anders tun es die Budapester Stückeschreiber nun einmal nicht — drehen sich wieder einmal um den allein seligmachenden Ehebruch. Diesmal sind es gleich Ehemann und Hausfreund, die von einem Außenseiter betrogen werden, weil der Hausfreund selber zu rechtschaffen und zu schüchtern ist, um den befreundeten Gatten zu betrügen. Herzeg mößte kein gelehriger Schüler der Franzosen sein, hätte er nicht Mitleid mit dem armen Hausfreund und belohnte er ihn zu guterlegt nicht doch mit der Hand der süßen Frau, die nur zu einem Vierten griff, weil der Dritte ihre Herzensnot nicht verstehen wollte. Was zwischen und hinter dieser Quadratur des Kreises liegt, windet und wendet sich nach bewährten Pariser Mustern so lange, bis der aphoristische Witz Herzegs aufgebraucht und die sittliche Weltordnung, wie sie sich in den Köpfen der Budapester Komödiendichter malt, wiederhergestellt ist. Gibt man Komödien dieser Art zu, dann täte man unrecht, zu verschweigen, daß die Halbweltweisheit, die im „Blaufuchs“ zu uns spricht, mit reinlicheren Mitteln und mit einer geistig vornehmeren Anmut bestritten wird, als in der ungarischen Dramatik, die in den letzten Jahren über die rotweißgrünen Grenzpfähle geschmuggelt worden ist. Zudem bietet die weibliche Hauptrolle Frau Konstantin Gelegenheit, das Pfauenrad ihrer großen und kleinen Zauberkünste voll aufzuschlagen. Sind sie, genau besehen, auch das Ergebnis sorgfältigster Übung, so wirken sie in ihrer bunt schillernden Gesamtheit doch wie köstliche Einfälle, die der Augenblick geboren hat. Da Frau Konstantin in den Herren Jarno, Strobl und Götz trefflichere Gegenspieler fand, die sich mit Takt wie Hampelmänner gängelein ließen, gab es einen rauschenden Erfolg, der ganz danach aussah, als sollte er sich in Permanenz umsetzen.

Schwerer hatte es das Lustspiel „Perlen“ von Lothar Schmidt, sich im Deutschen Volkstheater zu behaupten, und in den Kammerspielen ist der Geist der „Meyers“ noch immer der Genius loci et domini. Ob eine Perlenkette echt oder falsch sei, gleichviel: die Hauptsache bleibt, daß wir glauben, sie sei echt; denn alles kommt letzten Endes auf die Einbildung an. Die Lehre, die uns Lothar Schmidt mit auf den Weg gibt, wäre gewiß sehr beherzigenswert, vermöchte er uns von ihrer Wahrheit nur irgendwie

zu überzeugen. Zu gerne hätten wir etwas von der befreienden und reinigenden Wirkung erfahren, die sie auf Frau Jutta ausübt, da ihr die Mitteilung wird, daß die ihr gestohlene Perlenkette, die sie als Hochzeitsgeschenk ihres Gatten für ein Sinnbild seiner Liebe und Treue hielt, falsch ist. Das Lustspiel Lothar Schmidts handelt aber nur von der Angst des Gatten, daß ihr der Schwindel ruchbar werde, und von den Sorgen seines Schwagers, eines Polizeibeamten, daß sich das hohe Amt bei der Ausforschung des Diebes blamieren könne. Was also ein deutliches Sentenzspiel werden sollte, schrumpft vor unseren Augen und Herzen zu einem Kriminalschwank zusammen, dessen dramatische Durchführung auch dort, wo sich das Verlegenheitspiel zum Schwankwirbel steigert, von einer strohtrockenen Sachlichkeit ist, die weder bei den Darstellern, noch bei den Besuchern des Deutschen Volkstheaters eine innere Teilnahme aufkommen ließ. Dies ist um so bedauerlicher, als Lothar Schmidt um eine saubere Sache bemüht ist, die es verschmäht, mit erborgtem Geist zu slunkern, wo andere mit feichem Gewitzel ihr Auskommen finden, wie etwa F. Heinrich in seiner Komödie „Der neue Uhnerr“, die in den Kammerspielen die Sommerzeit zur Winterzeit hinüberleitet. Wieder sind es die Börsenkreise, die gegen den Erbdäbel ausgespielt werden, und wieder ist es der Jargonwitz, der erhalten muß, um die „Demokratisierung“ der Welt dramatisch zu befördern. Was man sich in der niederen Posse vom Schlage der „Klabriasspartie“ zur Not gefallen läßt, wirkt, in die höhere Sphäre des Lustspiels versetzt, geradezu verlegend, und die wahre Begebenheit, der die Komödie Entstehung und Dasein verdankt, ist vermutlich wichtiger als die Bühnenausschrotung, deren satirische Absicht sich damit begnügt, einer gräßlichen Familie das Kind einer ungetauften Bretteldiva und eines kaum getauften Bankiersohnes ins adelsstolze Nest legen zu lassen. So wohlfeile Scherze sind wahrlich nicht danach ange-
tan, das Vertrauen auf die künstlerische Sendung der Kammerspiele zu heben, auch wenn zu ihrer Entschuldigung auf dem Theaterzettel noch immer das Wörtchen „Sommerzeit“ fettgedruckt prangt.

Theodor Untropp.

Das meist verbreitete und angesehenste
wirtschaftspolitische
Organ der Monarchie ist:

„Der Oesterreichische Volkswirt“

Herausgeber:

Walther Federn u. Dr. Gustav Stolper.

Erscheint jeden Samstag.

Reicher gediegener Inhalt, verlässliches Urteil,
vornehme Darstellungswelse, unabhängige und
kritische Stellungnahme zu allen Fragen der
gesamten Wirtschafts- und Sozialpolitik,
Gesetzgebung und öffentlichen Verwaltung.

Die Beilage „Die Bilanzen“ veröffentlicht
kritische Besprechungen der Rechnungsab-
schlüsse aller größeren Aktiengesellschaften.

Redaktion und Administration:

Wien IX/1, Porzellangasse 27.

Bezugspreis jährlich K 28.—, mit Beilage K 42.—.

Wer sich für Wirtschaftspolitik und
Finanzwesen interessiert, verlange Probenum-
mern und halbjähriges Inhaltsverzeichnis!

K. k. privilegierte Ver-



sicherungs-Gesellschaft

Oesterreichischer Phönix in Wien

Gegründet 1860.

Direktion: Wien I., Riemergasse 2.

Feuerversicherung, Einbruchversicherung, Hagelversicherung zu vorteil-
haften Bedingungen, Vertretungen in allen größeren Orten der Monarchie.

K. k. priv. Lebensversicherungs-Gesellschaft

Oesterreichischer Phönix in Wien

Lebensversicherung Aussteuerversicherung Leibrenten

Gewinnanteil mit Garantie 3prozentiger Prämien-Verzinsung. — Prämien-
befreiung und Rentenbezug im Falle der Invalidität. — Kostenfreie
Kriegsversicherung. — Reisen nach allen Teilen der Erde frei. — Un-
anfechtbare, unverfallbare Polisse.

Banca Commerciale Triestina.

Zentrale: Triest.

Filialen: Görz, Rovereto, Spalato, Trient.

Agenturen:

Cortina-d'Ampezzo, Mezolombardo, Montafalcone
und Pola.

Besorgung jeder Art von Bankgeschäften.

Direkte Verbindungen an allen bedeutenderen Plätzen des
Weltverkehrs.

Kreditbriefe.

Verlag von Carl Fromme, G. m. b. H., Wien und Leipzig.

England und der Kontinent.

Von Alexander von Peez.

Neunte Auflage.

Preis K 1.20 = Mk. 1.—.

HOUSTON STEWART CHAMBERLAIN äußerte sich über das Werkchen:
„Von allen Büchern zu dem Gegenstande ist es das interessanteste und gründ-
lichste; in einer demnächst erscheinenden Arbeit habe ich es auf das drin-
gendste empfohlen“.

In seiner Broschüre: Neue Kriegsaufsätze sagt er auf Seite 61: „Ich
empfehle dieses Buch auf das allerwärmste: jeder sollte es lesen“.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben

erschienen:

Emil Sadina

Kinder der Sehnsucht

Novellen.

Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Ein farbenfunkelndes Werk, durch dessen schimmerndes Sprachgewand das Herz eines echten Dichters leuchtet. Ein Buch des Glückes und der Lebensbejahung.

Nächte und Sterne

Gedichte.

Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—.

In diesen Gedichten offenbart sich ein inniges echt deutsches Empfinden, eine sichere, gesunde Kraft und feinstes Formgefühl. Lied für Lied ist der Ausbruch eines reinen Dichterherzens.

Vorrätig in den Buchhandlungen.

Werbedruckfachen umsonst und portofrei, auch direkt vom **Verlag L. Staackmann in Leipzig.**



K. k. priv. Bank und Wechselstuben-Aktien-Gesellschaft

WIEN I., „**MERCUR**“ Wollzeile 1.

Aktienkapital: K 60,000,000. Reservefonds: K 29,000,000.

Kulanteste Durchführung aller bankgeschäftlichen Transaktionen, insbesondere: An- und Verkauf aller Gattungen Renten, Obligationen, Staatspapiere, Aktien, Prioritäten, Pfandbriefe, Lose sowie von Devisen, Valuten und Münzen etc. Vermieten von Stahlschrankfächern (Safe-Deposits). Spareinlagen auf Büchel von K 100 aufw. Die Rentensteuer trägt die Bank. Abonnement auf das Verlosungsblatt „Mercur“ und dem „Anzeiger aufgehobener Wertpapiere und ähnlicher Urkunden“ (gemäß kais. Verordnung vom 31. August 1916 im amt. Antrage herausgegeben). Börsenordere für die Wiener und alle ausländischen Börsen. Auskünfte auf alle mündlichen und schriftlichen Anfragen, die sich auf bank- und börsenmäßige Transaktionen beziehen, kostenfrei. Geschäftsstelle der k. k. Klassenlotterie.

SÜDBAHNHOTEL SEMMERING

2 Stunden von Wien, 1000m Seeshöhe,
Hotel ersten Ranges, 300 Zimmer, das
ganze Jahr offen, völlig windgeschützt
:: Lage, herrliches Alpenpanorama ::

Erstklassiges Restaurant, Neues Café

mit aussichtsreichen Terrassen. Treffliches Terrain
für alle Arten von Sommer- und Wintersport.

Die Hotelverwaltung.

Wiener Trabrennverein.

Das Herbst-Meeting wird am 21., 23., 25., 27., 29.,
30. September und 2., 4., 6., 7., 9., 11., 14. Oktober
auf dem Wiener Trabrennplatze (k. k. Prater, zunächst
der Rotunde) abgehalten.

Beginn der Rennen um 2 Uhr nachmittags.

MATTONI'S
GIESSHÜBLER
natürlicher
ALKALISCHER
SAUERBRUNN

K. k. priv.



Österreichische

VERSICHERUNGS-GESELLSCHAFT „DONAU“

Wien I., Schottenring Nr. 13.

Die 1867 gegründete Gesellschaft leistet zu den billigsten Prämien und vorteilhaftesten Bedingungen

Feuer-, Hagel-, Glas- und Einbruchdiebstahl-Versicherungen, sowie See-, Fluß- und Landtransport-Versicherungen.

Ferner übernimmt sie: Lebens-, Aussteuer- und Renten-Versicherungen in allen Kombinationen zu liberalen Versicherungsbedingungen und billigen Prämien, zum Beispiel: mit garantiert steigender Prämienverminderung, mit garantiert steigender Versicherungssumme, mit garantierten Erlebens-Bonifikationen, mit vielfachen Optionen bei Erreichung des Endtermines der Versicherung mit Prämienbefreiung und Rentenzahlung im Invaliditätsfalls infolge von Unfall und Krankheiten etc.

Aktienkapital: 3 Millionen Kronen (vollbezahlt) und Reserven am 1. Jänner 1917: 71 Millionen Kronen, somit Gesamtvermögen am 1. Jänner 1917: 74 Millionen Kronen.

Jahres-Prämien-, Gebühren- und Zinsen-Einnahme: 30 Millionen Kronen.

Auskünfte werden bereitwillig erteilt am Sitze der Gesellschaft in Wien, ferner bei den Direktionen für Ungarn in Budapest, für Italien in Mailand, sowie bei sämtlichen General-, Haupt- und Lokal-Agentchaften.